

Kultur des Meeres

# Das Bollwerk

PREIS 40 PF.



STETTIN

Oktober / November 1939

Heft 10/11 / 10. Jahrgang

Ordensritterschloß MEWE  
im deutschen Weichselland

Zeichnung von Reimesch

REIMESCH

## Inhalt

Ulrich Sander: Ausbruch zu weitem Weg . . . . .	293
Paul Born: Klare Front im Osten . . . . .	295
Dr. E. Klaaf: Von „polnischer Wirtschaft“ zu deutscher Ordnung	297
„Wir waren nur hundert Mann“ . . . . .	300
Hans Georg Brenner: Der Schornstein . . . . .	301
Franz Lommatsh: Guter Kamerad . . . . .	302
Kleine Beiträge: Heroischer Realismus . . . . .	304
Blick in den Osten . . . . .	305
Blick in den Norden . . . . .	307
Kulturleben in Pommern . . . . .	311
Karl Haffe-Berda: Unser Reich . . . . .	312
Unter uns . . . . .	314
Buchbesprechungen . . . . .	314
Reichspommernbund . . . . .	316

# Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

10. Jahrgang

Stettin, Oktober/November 1939

Heft 10/11



CIII 18198

ULRICH SANDER:

## Aufbruch zu weitem Weg

In jenen Augusttagen des Jahres 1914 war es in Berlin „Unter den Linden“ schwül vor Sommerwärme und politischer Spannung. Abends versammelten sich die Massen in vielen Sälen. Die Autobusse und Pferdeomnibusse durften „Unter den Linden“ nicht halten, um die dumpfe Masse der dort Wartenden nicht zu vermehren. In den Nebenstraßen sammelte sich berittene Polizei.

Worauf warteten die Menschen?

Auf das Ende des Friedens! Auf den Beginn des Krieges!

Die einen waren für den Frieden, die anderen für den Krieg.

Man fuhr rasch nach Hause, vertauschte die Uniform mit dem Studentenzivil und fand sich wieder „Unter den Linden“ ein: die Parteien waren in der Dämmerung des Juliabends bereits aneinander geraten.

Sie sind mit allen ihren Menschen, ob für oder gegen den Krieg, ausnahmslos in ihn hineingezogen, wie man dann wenige Tage später eine Landschaft betrat, indem man eine andere verließ. Man marschierte aus dem Frieden in den Krieg, aus einer Epoche in die nächste.

Ganz so kurz, wie man sich den Vormarsch in eine neue Zeit damals dachte, ist er nicht geworden.

Am Weihnachten war man noch immer unterwegs. Und man ist es heute noch. Nach fünfundzwanzig Jahren.

Ob der Krieg gut oder böse ist, hat man gelehrt, der klassischen Literatur zur Erörterung zu überlassen. Sie mag ihn bedichten. Unsere Sache ist es, ihn, der währt und wahren wird, zu gewinnen.

Man hat lernen müssen, ein braves Gefecht nicht mit einer Schlacht zu ver-



D Müller 05

wecheln, hat lernen müssen, daß auch eine große und gewonnene Schlacht noch lange kein Feldzug ist. Hat lernen müssen und gelernt und sehr genau begriffen, daß selbst ein Feldzug voller Siege noch kein Krieg ist. Und daß sogar ein ganzer, mehrjähriger Krieg, gleich ob gewonnen oder verloren, noch nicht den Ausgleich der Kräfte schafft.

Er schafft sich nur eine Epoche, ein Stück Zeit, ein Stück Weltgeschichte. Aber indem er sich seine Zeit schafft, sät er neue Keime aus, gebiert sie, wirft sie in die Welt, befruchtet eine Epoche mit der anderen, schmiedet aus der Kraft der Geschlechter jene schwere, unentrinnbare Kette, an der die Geschichte hängt.

Der ganze Krieg, gesättigt mit Ruhm und Sieg, ist doch nur die Erkenntnisse wert gewesen, zu denen die, die ihn überlebten, nur durch ihn und nichts anderes gelangt sind. Ein schwerer und schmerzhafter Durchgang, eine blutige Lehre, ein Weg, an dessen Rand nicht die Schlechtesten unter die Erde gehen mußten, damit die Kommenden ihren Weg fanden.

Aus der Furchtbarkeit des Krieges ist die Fruchtbarkeit einer neuen Zeit gekommen, wie wenn ein Weib gebiert und nur unter den Schmerzen und Gefahren zu seinem Kinde kommt.

Die Kettenglieder des Friedens sind blank und glatt, versilbert und vergoldet. Zierlich und überreich mit Schmuck versehen.

Das Kettenglied des Krieges aber war heißer und glut-

roter Schmiedestahl, bis er dunkler wurde, grauer, erkaltete und fest ward.

An ihm hängen die Zeiten. Ob sie wollen oder nicht: niemand, kein Volk und keine Einzelner, ist, der nicht in unmittelbarer Folge ihm verhaftet ist. So oder so.

Die Völker, die Gewinn - äußeren Gewinn - am Kriege hatten, siehe: sie haben versucht, den Krieg in Frieden umzudeuten. Es ist ihnen nicht gelungen, weil der Frieden vor zwanzig Jahren zu Ende gegangen und aus war. Nun sind sie krank und schwach geworden, weil sie die kranken Schwächen jener Zeit nicht verstanden haben, zu heilen. Was sie als neuen Frieden ansahen, war das alte Elend, vermehrt um neues.

Die Völker aber, denen der Krieg viel nahm, denen hat er noch mehr gegeben: die Erkenntnis, daß Gott nur denen hilft, die sich selber helfen. Eine alte Weisheit, aber sie war damals wohl in Vergessenheit geraten.

Diese Völker hat der Krieg gesegnet, indem er ihnen eine neue Zeit eher anbrechen ließ, als den satten und reichen und scheinbar siegenden anderen.

Diese Völker haben den inneren Gewinn des Krieges erfahren. Den anderen zerrinnt der äußere.

Ohne den Krieg kein Führer und kein neues und besseres, weil natürliches und darum gesundes Vaterland! Die Lehren und Erkenntnisse des Krieges sind in

einem Mann herangereift und aufgebroschen, der diesen Krieg sehr genau kannte, weil er ihn sehr genau selber mit- und durchgemacht hat.

Ohne den Krieg keine Reformen des inneren und äußeren Lebens bis in die letzte Hütte! Die Zustände des Friedens sind abgelöst worden durch die Folgerungen aus dem Krieg. Sie sind Bestandteil einer neuen Zeit, die anders, als der vergangene Frieden, anders als der erlebte Krieg und genau so sind und sein müssen, wie sie der eingeleiteten neuen Epoche entsprechen.

Jener Krieg ist der Vater aller Dinge gewesen, die wir - und das nur zu ihrem Beginn! - heute erleben dürfen. Er ist auch der Vater Großdeutschlands geworden.

Jeder, der sein Leben hat lassen müssen, ist nicht für eine Dynastie, nicht für eine Konfession, auch nicht für ein Territorium oder eine Staatsform gefallen, sondern für Großdeutschland! Aber seine Leiche ging der Weg in eine neue Zeit.

Niemand hat umsonst geblutet und geschwitzt oder hat Gesundheit und Knochen hingegeben für seine Zeit, sondern für die Zukunft. Für das Kommende!

Es hat auch niemand Krieg geführt, um an einem Kriege teilgenommen zu haben, sondern er hat Krieg geführt, um aus dem Frieden in eine neue Zeit zu gelangen.

Der einzelne und das Volk hat dem Krieg darum zu danken für die Lehren und Erkenntnisse, die nur der Krieg und



Die Reitpferde im Feuer

Radierung von Ulrich Sander

kein satter Frieden hat vermitteln können. Gewiß unter Fluchen und Tränen. Aber Fluchen und Tränen, die aufgewandt werden mußten, wiegen nicht so viel wie jene innere und äußere Knechtschaft, jenes hoffnungslose Suchen und Nichtfindenkönnen, jene unsagbare Bedrückung und Verfolgung, jene unmännliche Annatur eines steckengebliebenen Friedens, der längst kein Frieden mehr war, sondern nur eine unerträgliche Spannung.

Ob der Krieg gut oder böse, ob schwer oder furchtbar war; eins war er sicher: fruchtbar!

Es gibt einen Segen des Krieges, der allein die schöpferischen Urgewalten eines Volkes und seiner Männer auslösen kann, wie kein Frieden, und mag er der glücklichste sein.

Wir nehmen in diesen Tagen wieder die Hacken zusammen und den Helm vom Kopf: unauslöschlicher Dank den Toten und den Krüppeln.

Aber wir haben auch unseren gehorsamen Dank jenem Kriege zu sagen, der

uns nicht, wie der feige Pfahlbürger zu sagen pflegte, aus unserer Bahn gestoßen, sondern uns erst auf unseren Weg gebracht hat.

Auf einen weiten und harten und unendlichen Weg, aber auf den Weg. Auf andere Art hätten wir ihn nicht gefunden.

Streng, straff und von großer Hand geführt, haben wir ihn zu marschieren. Und marschieren ihn bis an das Ende unserer Zeit. Schaffen wir ihn nicht mehr, werden die Nächsten ihn weitermarschieren.

Marschiert aber wird er.

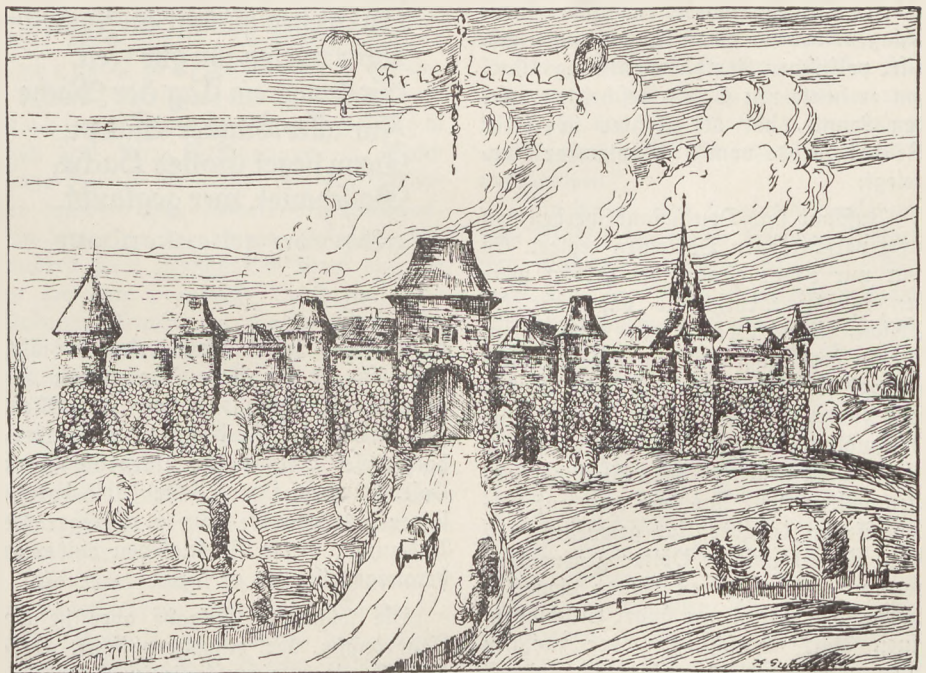
PAUL BORN:

## Klare Front im Osten

Der 1. September 1939 stellt den Beginn eines neuen Abschnittes in der Geschichte des deutschen Ostens dar. An diesem Tage begann jene Entwicklung, die für alle Zeiten das Schicksal des deutschen Ostlandes mit dem des Großdeutschen Reiches untrennbar vereint. Der 1. September 1939 ist also der Tag, von dem wir gesprochen haben, seit niedrige Rachsucht und heller Größenwahn den todwunden Leib des Deutschen Reiches zerstückelte, um auf urdeutschem Land und mit deutschen Menschen ein Staatsgebilde zu errichten, dessen Aufgabe es war, deutsche Wehrlosigkeit für alle Zeiten zu garantieren, dessen Ziel es war, deutschen Geist und deutsche Kultur auszuwetten, wo immer es sie antraf. Wie groß das Unrecht war, das dem deutschen Volke durch die Grenzziehung im Osten zugefügt wurde, erkannten selbst die durch den Weltkrieg abgestumpften und zermürbten, durch volksfremde Veräter irreführten Menschen der Nachkriegszeit. Und jene, die damals in die Bresche sprangen, gegen Verrat und Willkür deutsches Recht zu verteidigen, sie sind nicht allein geblieben. Aber Parteihader und innere Zwietracht hinweg sind auch in den schwersten Zeiten deutschen Niederganges die Stimmen nicht verstummt, die die Welt auf das schreiende Unrecht hinwiesen, das den Deutschen an der Ostgrenze geschah. Zwanzig Jahre währte dieser Kampf für das Recht, und die ihn führten wurden nicht müde, die Zeit machte sie nicht schwach, sondern hart und zäh und verbissen. Und die Zeit gab ihnen recht. Die Entscheidung ist gefallen. Der Sieg ist unser!

Wir brauchen hier nicht noch einmal die Entwicklung in ihren einzelnen Abschnitten aufzuzeichnen, die zu jenem 1. September führte. Von jeher haben wir es als unsere vornehmste Aufgabe betrachtet, den Vorgängen im Osten, in jenem Raum, dessen Westgrenze zugleich die Ostgrenze unseres Gauwes ist, unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken, sie zu deuten und kritisch zu ihnen Stellung zu nehmen. Wer so die Entwicklung verfolgte, der mußte bereits im Frühjahr 1939 zu der Erkenntnis gelangen, daß die Zeit der Entscheidung nahe herbei-

gekommen war. In einer Verblendung ohne Beispiel legte Polen Deutschlands Zurückhaltung als Schwäche aus und hielt den Augenblick für gekommen, zum Angriff gegen das gesamte Deutschland vorzugehen. Mit der sich täglich steigerten Verfolgung und Unterdrückung der Deutschen in Polen Hand in Hand ging die Forderung nach Einverleibung der deutschen Gaue Danzig, Pommern und Ostpreußen in den polnischen Staatsverband. Der nächste Schritt war der Versuch, diese Forderung durch den bewaffneten Angriff regulärer polnischer



Die Ordensburg Preußisch Friedland (Nordseite)

Truppen auf deutsches Reichsgebiet zu verwirklichen. Hatte Deutschland bis zu diesem Augenblick seine Zurückhaltung beibehalten, so mußte es jetzt die polnischen Angriffe mit den von den Polen zuerst angewandten Mitteln abwehren. Und diese Abwehr war eine vollkommene. In 18 Tagen wurde das polnische Heer vernichtend geschlagen und restlos aufgerieben. Die polnische Regierung und mit ihr all die Hetzer und Aufwiegler flohen über die Grenze nach Rumänien, der polnische Staat hatte aufgehört zu bestehen.

Das ist in knappen Worten die Entwicklung, die sich in den letzten Monaten im Osten abgespielt hat. Sie bedeutet die Beseitigung des durch den Versailler Vertrag geschaffenen Unruheherdes, und sie gibt die Voraussetzung zur Schaffung gesunder und dauerhafter Verhältnisse im Ostraum, die den Interessen aller beteiligten Völker Rechnung tragen. Noch ist nicht die Zeit, die Entwicklung, die sich jetzt angebahnt hat, in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Soweit sich aber schon heute die Konturen des künftigen Osteuropas abzuheben beginnen, lassen sie klar erkennen, daß die Regulierung der deutschen Ostgrenze und die Lösung des deutschen Minderheitenproblems nur ein Teil des Gesamtkomplexes darstellt, wenn auch einen wesentlichen Teil. Die Neuordnung, die sich jetzt im Osten Europas vollzieht, wird so umfassend sein, daß nach ihrem Abschluß das friedliche Zusammenleben der osteuropäischen Völker für alle Zeiten gesichert ist.

Möglich wurde dieses geschichtliche Werk durch die deutsch-russische Zusammenarbeit. Mit ihr wurde ein Weg eingeschlagen, der noch vor kurzem außerhalb aller politischen Kombinationen lag. Warum er heute mit Erfolg beschritten werden konnte, hat der Führer in seiner Reichstagsrede vom 1. September klargelegt:

„Rußland und Deutschland werden von zwei verschiedenen Doktrinen regiert. Es war nur eine Frage, die geklärt werden mußte: Deutschland hat nicht die Absicht, seine Doktrin zu exportieren, und in dem Augenblick, in dem Sowjetrußland seine Doktrin nicht nach Deutschland zu exportieren gedenkt, sehe ich keine Veranlassung mehr, daß wir auch nur noch einmal gegeneinander Stellung nehmen sollten. Wir sind uns nun auf beiden Seiten darüber klar geworden, daß jeder Kampf unserer Völker gegeneinander nur anderen einen Nutzen abwerfen würde. Wir haben uns daher entschlossen, einen Pakt abzuschließen, der zwischen unseren beiden Völkern für alle Zukunft jede Gewaltanwendung ausschließt, der

uns in gewissen europäischen Fragen zur gegenseitigen Konsultierung verpflichtet, der uns das wirtschaftliche Zusammenarbeiten ermöglicht, und der es vor allem sicherstellt, daß sich die Kräfte dieser beiden großen Staaten nicht gegeneinander verbrauchen.

Jeder Versuch des Westens, hier etwas zu ändern, wird fehlschlagen. Ich möchte hier versichern, daß diese politische Entscheidung eine ungeheure Wendung für die Zukunft bedeutet und eine endgültige ist.“

Eine spätere Geschichtsschreibung erst wird in der Lage sein, die ganze umfassende Bedeutung dieses Abkommens zu würdigen. Inzwischen konnten aber zwei Maßnahmen auf Grund der deutsch-russischen Zusammenarbeit eingeleitet werden, deren entscheidende Bedeutung für die künftige Gestaltung des Ost-

## DANZIG

**Du köstliches Geschmeide  
Vom tapfern Preußenland,  
O Stadt, im Glück und Leide  
Gleich fromm und treu erkannt:  
Am Reichelstrom, am Meere  
Mein Danzig, festes Haus  
Erlübt von Glück und Ehre  
Für dich ein neuer Strauß.**

**Wie tief auch noch versunken  
Die alte Herrlichkeit,  
In Aschen glümt ein Funken—  
Wir wecken ihn zur Zeit.  
Es kommt ein Tag der Rache  
Für aller Sünder Haupt,  
Dann sieget Gottes Sache;  
Da schauet, wer geglaubt.**

GRAB VON SCHKENDORF  
—1814—

raumes sich heute schon erkennen läßt. Das eine ist die klare Abgrenzung des deutschen Siedlungsraumes im Osten, das andere die Rückführung der außerhalb dieses Raumes im Osten ansässigen Volksgruppen. Der Führer selbst hat in seiner Friedensrede vom 6. Oktober die Bedeutung dieser Maßnahmen eindeutig herausgestellt, als er sagte:

„Die wichtigste Aufgabe aber ist die Neuordnung der ethnographischen Verhältnisse, d. h. eine Umsiedlung der Nationalitäten, so daß sich im Abschluß der

Entwicklung bessere Trennungslinien ergeben, als es heute der Fall ist.

In diesem Sinne aber handelt es sich nicht um ein Problem, das auf diesen Raum beschränkt ist, sondern um eine Aufgabe, die viel weiter hinausgreift. Denn der ganze Osten und Südosten Europas ist zum Teil mit nicht haltbaren Splintern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und des Rassengedankens ist es utopisch zu glauben, daß man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktsstoffe zu beseitigen.“

Gleichzeitig wird durch diese Maßnahme das Deutschtum in den bisher unter polnischer Herrschaft gewesenen deutschen Gebieten eine wesentliche Stärkung erfahren. Diese Stärkung ist notwendig, weil der polnische Staat in den vergangenen 20 Jahren nichts unversucht gelassen hat, das Deutschtum zu zerschlagen und auszurotten. Aber eine Million deutscher Volksgenossen sind dieser Entnationalisierungspolitik zum Opfer gefallen. Die dadurch entstandenen Lücken müssen geschlossen werden. Und hier werden jene Deutschen angefaßt, deren Vorfahren einst auszogen, als Pioniere des Deutschtums den Osten zu besiedeln. Es waren nicht die Schlechtesten, die damals auf eigene Faust und ohne den Schutz oder die Unterstützung ihres Vaterlandes hinausgingen. Ihre Kinder und Enkel sind bestimmt nicht schlechter, denn sie haben gelernt, ihr Deutschtum zu bewahren und zu verteidigen gegen alle Angriffe, wie sie gelernt haben, ihr tägliches Brot dem Boden abzutrocknen. Was müssen diese Menschen, die sich so seit Generationen aus eigener Kraft gegen alle Schwierigkeiten behaupteten, zu leisten vermögen, wenn sie nun im Schutze und mit der tatkräftigen Förderung des Großdeutschen Reiches an die Arbeit gehen!

Arbeit aber wird es im nunmehr endgültig deutschen Osten zur Genüge geben. Ist doch alles, was deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz geschaffen hatten, in den Jahren der Polenherrschaft zerstört und verkommen. Nur wer einmal Gelegenheit hatte, nach dem Sieg der deutschen Truppen das befreite Gebiet zu besuchen, kann sich ein Bild machen von der unvorstellbaren Rückständigkeit, von der Armut, der Verwahrlosung und dem

Elend in dem die breite Masse des Volkes unter polnischer Herrschaft zu leben gezwungen war. Das galt für die deutschstämmige wie für die polnische Bevölkerung, mit der einen Einschränkung, daß in den Dörfern und Städten der Volksdeutschen der Schmutz und die völlige Verwahrlosung von Menschen, Tieren und Behausungen wegfiel.

Das ist die große Aufgabe, die uns die Zukunft stellt, die allen gestellt wird, die sich schon in der Vergangenheit zum deutschen Osten bekannt haben: was der deutsche Soldat, was eine überlegene deutsche Staatsführung dem Reiche zurückgewonnen haben, muß wieder zu einer wertvollen, fruchtbaren und stolzen Mark des Reiches gemacht werden. Schon sind zusammen mit den Truppen die Männer der Partei und der Verwaltung

in das wiedergewonnene Gebiet eingedrückt und haben ihre Arbeit aufgenommen. Männer aus allen Gauen des Reiches sind es, denn nicht der zufällige Ort der Geburt ist entscheidend für diesen Einsatz, sondern das Bekenntnis zum deutschen Osten, dieses Bekenntnis, das zu allen Zeiten die besten Deutschen geeint hat. So konnten bereits heute die größten Schäden der polnischen Vernichtungswut beseitigt werden, das öffentliche Leben beginnt, wieder in den gewohnten Bahnen zu laufen. Aber das ist nur erst der Anfang. Wie groß und gewaltig die Aufgaben sind, die das deutsche Volk im Osten zu lösen hat, haben wir aus dem Munde des Führers selbst vernommen:

„Deutschland und Rußland sind bereit, aus diesem Anruheherd nunmehr eine

Zone friedlicher Entwicklung zu machen. Für das Deutsche Reich bedeutet diese Aufgabe, da sie nicht imperialistisch aufgefaßt werden kann, eine Beschäftigung für fünfzig bis hundert Jahre. Die Rechtfertigung dieser deutschen Arbeit liegt in der politischen Ordnung dieses Gebietes sowohl als in der wirtschaftlichen Erschließung.“

Der Kampf um den deutschen Osten ist also nicht abgeschlossen mit dem Sieg der Waffen. Jetzt geht es um die friedliche Eroberung eines Gebietes, das von jeher deutsch war und das für alle Zukunft ein Bestandteil des Großdeutschen Reiches bleiben wird. Dieser Kampf muß von den Besten des Volkes geführt werden, denn der Preis, um den es geht, ist des Einsatzes der Besten würdig.

## Von „polnischer Wirtschaft“ zu deutscher Ordnung

Aus den Jugenderinnerungen des Karl Friedrich von Klöden

Im Jahre 1874 gab Max Jahns die „Jugenderinnerungen“ seines Großvaters Karl Friedrich von Klöden heraus, angeregt durch Kuegelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. Wenn auch ein Vergleich der Erinnerungen Klödens, die 1911 in einer Neubearbeitung im Inselverlag herauskamen, mit denen Kuegelgens, vom literarischen Standpunkt aus gemessen, entschieden zugunsten der letzteren ausfallen muß, so bietet doch Klödens Jugendgeschichte auch in der heutigen Zeit noch manches Interessante. Für uns in Pommern ist sie besonders durch die Schilderung der Zustände in den Städten Preußisch Friedland und Märkisch Friedland wertvoll, in denen der Erzähler ausgangs des 18. Jahrhunderts seine Kindheit verlebte. Gerade damals war - eine Parallele zur Jetztzeit! - dort die vorübergehende polnische Herrschaft wieder beseitigt worden, und das Land begann sich langsam von der „polnischen Wirtschaft“ zu erholen.

\*

Als Sohn eines verarmten märkischen Adligen, der sein Adelsprädikat abgelegt hatte, als er Soldat geworden war, wurde Karl Friedrich von Klöden am 21. Mai 1786 in Berlin geboren. Der Vater wird als ein freundlicher und gutmütiger, aber haltloser Mann geschildert, der sich später mehr und mehr dem Trünke ergab und sehr schlecht für

seine Familie sorgte. So verlebte Karl Friedrich eine an Entbehrungen reiche und an Freuden arme Jugendzeit, und ergreifend sind seine kurz und schlicht gehaltenen Schilderungen der Not, die in seinem Elternhaus herrschte. Im Jahre 1793 wurde der Vater als Akziseaufseher nach Preußisch Friedland versetzt, und hier beginnen nun auch die eigentlichen Erinnerungen des jetzt siebenjährigen Karl Friedrich.

Mit „Vorspannfuhren“ reiste die Familie über Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, Hochzeit, Schloppe, Schneidemühl, Krojanke und Flatow nach dem neuen Bestimmungsort. Sechs Tage dauerte die Reise, und der Erzähler schildert sehr lebhaft den Eindruck, den einige in der langen Polenzeit besonders stark verschmutzte Orte auf die an die gute preußische Sauberkeit und Ordnung Gewöhnten machte. Denn die Zeit der - vorübergehenden - polnischen Herrschaft war damals im Innern wie im Außern noch nicht wieder ganz überwunden. „Die furchtbare Schmutzerei, welche überall herrschte, war uns allen schrecklich zuwider, und meine Mutter bekam Furcht vor dem Lande, in dem sie leben sollte.“

Auf vieles mußte in der neuen Heimat verzichtet werden; der „Lebensstandard“, wie man heute sagen würde, war bedeutend niedriger als in Berlin. „Man lebte im Orte sehr einfach. Eine Menge von

Dingen, an welche wir in unserer doch so überaus bescheiden eingerichteten Wirtschaft zu Berlin gewöhnt gewesen, kannte man nicht. Fleisch war nicht zu kaufen, weil jeder selbst schlachtete; das Bier war nicht zu genießen. Sehr viele Gemüse waren unbekannt. Graue Erbsen, bunte Bohnen, Saubohnen und wenige Linsen zog jeder selbst und verkaufte sie nicht. An Obst gab es nur saure Kirichen, sehr schlechte steinige Birnen und einige Sorten von Äpfeln. Von Pflaumen habe ich nur eine Art kennengelernt. Kohlrabi, Porree, Spargel, Sellerie, weiße Kürben waren unbekannt, Kohlrüben und Weißkohl dagegen in Fülle vorhanden, und sie mußten für die fehlenden Gemüse entschädigen.“

„Wir hatten uns in einem Hause auf dem Markte bei einem Böttcher Zimmer und Kammer gemietet. Unsere Stube war von der des darunterwohnenden Wirts nur durch die Dielen mit drei darunterliegenden Balken getrennt. Eine andere Bauart kannte man dort nicht. Man konnte daher im unteren wie im oberen Zimmer sehr deutlich hören, was in dem andern gesprochen wurde. Mein Vater hatte einen Seidenschwanz geschenkt bekommen, den wir frei umherhüpfen ließen. Unten im Zimmer des Wirts hörten wir jeden seiner Tritte, wenn er oben hüpfte. Man mußte daher im eigenen Zimmer stets so sprechen, als ob alle Welt zuhörte, ein Zwang, von dem man kaum eine Vorstellung hat, be-



Pommerscher Grenadier

Granitplastik von Joachim Utech (Belgard)

sonders bei der Klatscherei der kleinen Stadt. Das Ausziehen hätte uns nichts geholfen, es war überall nicht anders.

Zu den Unbequemlichkeiten kamen noch mannigfache Ängste und Sorgen. Der Polenaufstand des Jahres 1794 brachte auch in die kleine Stadt Preußisch Friedland Unruhe. Im nicht weit entfernten Hammerstein hatten die Aufständischen den Altsilbenernehmer an ein Pferd gebunden und zu Tode geschleift -, mordgieriges polnisches Gesindel wütete damals also schon ganz ähnlich wie in unseren Tagen. Es war daher verständlich, daß die Familie Klöden Befürchtungen um ihr Schicksal hegte; und als diese Gefahr gebannt war, trat eine neue auf den Plan: eine Pockenepidemie. Zwei Geschwister Karl Friedrichs erlagen der Seuche, die sich zu Hunderten ihre Opfer in der kleinen Stadt suchte. - Recht interessant ist die Beschreibung der Schulverhältnisse. Es gab eine Art „Grundschule“, die von einer hochbetagten Frau abgehalten wurde, deren Lehrmittel in erster Linie der Stock war. Wer hier die Anfänge des Lesens erlernt hatte, der kam zum „Rektor“ in die Stadtschule. Auch diese Schule war einklassig. Unterricht war täglich von 7 bis 10 und an den Nachmittagen außer mittwochs und sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Von den 26 Unterrichtsstunden wurden 20 auf die Religion verwandt: Bibellesen, Dogmatik, Katechismus, Biblische Geschichte, Bibelfunde, Bibelsprüche, Aufschlagen von Bibelstellen. Von den rest-

lichen Stunden entfielen 4 auf das Rechnen und 2 auf das Schreiben (wobei ausschließlich Kirchenlieder als Texte verwandt wurden).

Die Herrschaft der Kirche war also noch uneingeschränkt, und der Geist der Schule wie Klöden auch bemerkt, dementsprechend „mittelalterlich“. Die Methode war denkbar einfach. „An jedem Tage war die erste Schulstunde dem Bibellesen gewidmet. Es wurde da angefangen, wo man am vorigen Tage stehengeblieben war, bis man mit der Bibel ‚fertig‘ war. Dann wurde sofort mit dem ersten Worte des ersten Buches Moses wieder angefangen und fortgefahren bis zum letzten Worte der Offenbarung Johannis. So ging man das Alte Testament, die Apokryphen und das Neue Testament durch; kein Wort wurde ausgelassen. Es wurde darin etwas geleistet; denn in etwa acht Monaten waren wir durch. Das ist viel; erklärt sich aber, wenn man weiß, daß durchaus nichts erläutert wurde und daß es zum guten Ton gehörte, ohne allen Ausdruck, so schnell wie immer möglich, ohne Anstoß wegzulesen. Wir freuten uns daher immer auf die Bücher der Chronika, in denen es so viele schwere Namen hintereinander gibt, bei denen man sich nichts denken konnte...“ „Das lebendige Wort war so gut als verbannt; denn der Rektor sprach in einem ganzen Vormittage nicht fünfzig Worte; ein toter Mechanismus herrschte; die Schule ging von selber; der Unterricht, die Belehrung, das Verständnis, die lebendige Überzeugung fehlte. Daß es außer dem religiösen Wissen auch noch ein anderes gäbe, davon erfuhren wir nichts. Wir wußten nicht, daß es eine deutsche oder fremde Sprachlehre gab; Geschichte, außer der biblischen, Geographie, Naturgeschichte usw. waren uns bedeutungslose Worte. Wenn es darauf angekommen wäre, eine Methode anzugeben, wie man eine Schule mit dem wenigsten Wissen, mit den wenigsten Worten und der geringsten Mühe halten könne, so hätte man keine trefflichere erfinden können als die angegebene. Jeder der besseren Schüler hätte, wenn man von der Autorität absieht, die Stelle des Rektors vertreten können. An manchen Tagen war es kaum nötig, ein Wort zu sprechen. Mit Kopfnicken und Winken konnte alles abgemacht werden.“

Im Jahre 1796 siedelte die Familie Klöden nach Märkisch Friedland über, wo der Vater die Stelle des Tor-einnehmers am Lobitzer Tor antrat. Aus den Schilderungen, die Karl Friedrich von Klöden vom Leben in dieser Stadt gibt, sind besonders die Mitteilungen

über die Juden interessant. Die Juden machten rund die Hälfte der Einwohnerzahl der Stadt aus (daher auch der häufige Name „Friedländer“). Ausführlich wird vom Purims- und Passahfest, vom Versöhnungsfest und von der Feier der Zerstörung Jerusalems berichtet. „Am Purimsabend ging ich mit nach der Synagoge, um den Hamann totschlagen zu hören. Während einer Vorlesung der betreffenden biblischen Geschichte erhob sich nämlich mehrmals der Ruf: ‚Schlo g t d e n H a m a n n t a u d t‘, und nun erhob sich ein greulicher Lärm, der teils mit eigentümlich gestalteten Klappern hervor gebracht wurde, bei denen ein hölzerner Hammer auf ein Brettchen schlägt, teils mit Stöcken, die gegen die Bänke schlugen, und mit allem, was sonst dienen kann, um Lärm hervorzubringen. Dies wiederholte sich mehrere Male.“ Hamann war bekanntlich der antisemitische Minister am persischen Hof, der den Intrigen der jüdischen Hure Esther zum Opfer fiel. Vom Passahfest erzählt Klöden folgendes: „Der Abend, mit welchem das Fest anfängt - und bekanntlich beginnt nach morgenländischem Gebrauche jeder Tag mit dem Abend, sobald die Sterne sichtbar werden -, wird sehr festlich begangen. Die ganze Familie ist versammelt; jeder Hausvater ladet dazu einen oder zwei Bochers ein; Fenster und Türen werden fest verschlossen; kein Christ (Goy oder Angläubiger) darf zugegen sein. Der Hausvater sitzt, mit seinem Sterbehemde bekleidet, auf dem Haupte ein Käpsel von Silberlahn, mitten am Tische in halb liegender Stellung, spricht die vorgeschriebenen Gebete und läßt bestimmte Stellen der Schrift vorlesen; man ißt das Abendbrot und trinkt Wein von Rosinen und Äpfeln dazu. Es ist Vorschrift, dabei so heiter als möglich zu sein, in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Der Hausvater wie die Bochers sind bemüht, das ihrige dazu beizutragen; man macht Witze und es fehlt auch nicht an Spott über die Goyim (Christen). Gewöhnlich sind auch einige Pletten oder Betteljuden mit eingeladen, die man zwar ungern nimmt, ihre Einladung aber doch für Pflicht hält.“ „Am Tage der Zerstörung Jerusalems schritten die jüdischen Knaben neben ihren Eltern mit hölzernen Schwertern einher, die sie sich selber schnitzten und meistens rot anstrichen. Gegen Mittag zogen dann sämtliche Pletten in die Stadt und wurden von den Ältesten den einzelnen Judenfamilien zugeteilt, um sie für diesen Tag zu beständigen und zu beherbergen, eine höchst lästige und unangenehme Aufgabe, da die schreckliche Unreinlichkeit der Plet-



ten nötig machte, sich möglichst fern von ihnen zu halten."

Unter dem wandernden Volk, das die Stadt durchzog, befanden sich mitunter recht merkwürdige Erscheinungen, die noch stark mittelalterlich anmuteten. So berichtet Klöden von dem Auftreten eines Mannes, der „Arzt und Seiltänzer“ zugleich war und als Gehilfen, dem Geschmack der Zeit entsprechend, einen „Hanswurst“ bei sich hatte. Der erste Teil der Vorführung bestand in dem Anpreisen und dem Verkauf von allerhand Salben und Mixturen, während der zweite Teil der hohen Kunst des Seiltanzens gewidmet war. „So z. B. wurden kleinere Fingerringe zu zwei Groschen als ein vortreffliches Mittel gegen die Gicht angepriesen, wenn man einen solchen Ring, der ganz glatt war, auf dem Finger trüge. Der Hanswurst brachte ein großes Glas reinen Wassers. ‚Hier, verehrungswürdige Zuschauer, rief der Doktor, in diesem Wasser erblicken Sie den Zustand, in welchem sich die Gesundheit des Menschen befindet, wenn er keine Gicht hat. Zeige jetzt, Hanswurst, wie die Gicht diesen Zustand verändert.‘ Hanswurst brachte ein großes Stück einer schwarzbraunen Masse herbei, welche die Form eines angeschnittenen Brotes hatte, zog ein Messer hervor, und unter vielen Witzen schabte er die leicht nachgebende Masse als Pulver in das Wasser, in dem sie sich allmählich auflöste. Dies Schaben wurde ziemlich lange fortgesetzt, dann rührte der Hanswurst das Wasser mit einem hölzernen Löffel unter possierlichen Manövern um, und nun erschien das Wasser als eine braune undurchsichtige Brühe. Jetzt rief der Doktor: ‚So sieht es mit der Gesundheit im Körper des Menschen aus, wenn er die Gicht hat; und so lange diese Trübung derselben dauert, so lange ist er von Schmerzen geplagt und kann nicht gesunden. Sehen Sie nun die wunderbare Wirkung eines solchen herrlichen und so wenig Geld kostenden Ringes. Hanswurst, mein Diener, nimm einen solchen Ring und tue ihn vor aller Augen in das Wasser. Nachher rühre das Wasser um.‘ - Hanswurst machte erst einige Späße, dann tat er, wie befohlen, und während des Rührens wurde die trübe braune Flüssigkeit allmählich heller und durchsichtiger, bis sie wie klares Wasser erschien; auf dem Boden des Glases lag der Ring. - ‚So, verehrte Zuschauer, rief der Doktor, so wirkt der Ring, wenn Sie ihn am Finger tragen, auf die Gicht in Ihrem Körper, und Sie sind dann gesund.‘"

Etwas besser als in Preussisch Friedland waren in Märkisch Friedland die



Backsteingotischer Siebel in Wizna bei Bialystock

Aufn.: Volk und Reich Verlag

Schulverhältnisse, seit mit dem Rektor Pax ein Mann das Schulmeisteramt innehatte, der wenigstens in einigem Maße Können und Kenntnis besaß. Dem traurigen Schicksal dieses Mannes widmet Klöden in seinem Buch einen teilnahmsvollen Nachruf. Durch eine Jugendtorheit aus der theologischen Laufbahn geworfen, war Pax gezwungen worden, die Rektorstelle in Märkisch Friedland zu übernehmen. Diese Stelle war aber so schlecht besoldet, daß ihr Inhaber auf Freitische bei den „Honoratioren“ der Stadt angewiesen war. Dem Rektor Pax lag das „Scharwenzeln“ bei den „feinen Leuten“ gar nicht, denen er sich mit Recht geistig überlegen fühlte. Er verdarb es bald mit seinen „Gönnern“ und verfiel schließlich dem Branntwein, der ihm die fehlenden Mahlzeiten ersetzen sollte. An Heiraten konnte er angesichts seines kläglichen Gehaltes überhaupt nicht denken. Rektor Pax ist elend auf der Landstraße umgekommen, ein Opfer der kirchlichen Schulpolitik jener Zeit. So mußte ein Mann enden, dem Klöden das Zeugnis eines fähigen Lehrers ausstellt, welchem er selbst sehr viel verdankt.

Karl Friedrich von Klöden genoß bei dem Rektor Pax in den ersten Jahren von dessen Amtstätigkeit einen recht guten

Unterricht und wurde von ihm auch außerhalb der Schule gefördert, da dem Schulmann seine überdurchschnittliche Begabung auffiel. Als er dann mit 15 Jahren aus der Schule entlassen wurde, beschloßen die Eltern, ihn einem Onkel, der in Berlin Goldarbeiter war, in die Lehre zu geben. Mit einem jüdischen Handelsmann, der nach Frankfurt zur Messe fuhr, trat er die Reise in seine Vaterstadt an. (Der Jude fuhr freilich mit seinem Wagen nicht die üblichen Straßen, sondern er suchte die Nebenwege auf, damit er den Zoll erspart!)

Am 13. Juli 1801 traf der angehende Goldarbeiter in Berlin ein; die Stätten seiner Kindheit in Preussisch und Märkisch Friedland hat er nicht wieder betreten. Wäre er etwa gegen Ende seines Lebens - er starb als hochangesehener Gelehrter und Pädagoge 1856 in Berlin - noch einmal dorthin gekommen, so hätte er seine Jugendheimat freilich schon sehr verändert vorgefunden. Die Spuren polnischer Kulturlosigkeit und Verkommenheit waren zu jener Zeit längst beseitigt -, so wie sie in einigen Jahrzehnten in den alten deutschen Landen beseitigt sein werden, die vom Weltkriegsende bis zu diesem Jahr der polnischen Willkür ausgeliefert waren. Dr. E. K.

# „Wir waren nur hundert Mann!“

Tagesbefehl des Oberbefehlshabers der Luftwaffe: „Das I./Flakregiment Nr. 22 hat in einem Gefecht bei Ilza am 8. und 9. September mit hervorragender Tapferkeit an der Abwehr stärkster, an Zahl um das Vielfache überlegener feindlicher Kräfte teilgenommen. Zahlreiche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, an der Spitze der Kommandeur, starben dabei den Heldentod. Ihrem heldenhaften Einsatz bis zum Letzten war es zu verdanken, daß das Gefecht siegreich beendet wurde.

Ich spreche hiermit der Abteilung für ihren mannhaften Einsatz Dank und höchste Anerkennung aus. Mit Stolz aber gedenkt die ganze Luftwaffe jener tapferen Männer, die in heldenhaftem Kampfe geblieben sind. Sie sollen uns ein leuchtendes Vorbild sein! gez.: Göring.“

Ein pommerscher Soldat erzählt von dem Gefecht bei Ilza.

„Am 8. September waren wir auf dem Vormarsch nach Radom. Vor Einbruch der Dunkelheit kamen wir bis vor Ilza. Unsere Flakartillerie wurde nach vorne zum Erdbeschuß vorgenommen. Um 1/21 Uhr nachts kamen wir endlich zur Ruhe und legten uns in einen Graben. Plötzlich, um 1/24 Uhr, machten die Polen von der Seite aus einen Gewaltangriff auf unsere Feuerstellung. Wir schwärmten zum Gegenangriff aus und schossen wie wild in die Dunkelheit. Nun waren wir leider nur 100 Mann, die sich gegen eine breite und tiefe Front verteidigen mußten. Zwei Stunden lang haben wir die Stellung halten können. Dann mußten wir, da die Munition alle wurde, ungefähr 200 Meter zurückgehen.... Aber schon erschienen fünf Panzer, die den Polen aufhalten konnten...“

Der Wachmeister Martin Spaude aus Stettin, von dem diese kurze Mitteilung über das Gefecht bei Ilza stammt, gehörte der im Tagesbefehl des Generalfeldmarschalls Göring wegen ihrer hervorragenden Tapferkeit besonders gewürdigten Flakabteilung an; er wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Unmittelbar vor dem Gefecht schrieb er an seine Eltern:

....., den 8. September.

„... Bevor es weiter geht, schnell noch ein paar Zeilen. Ich befinde mich jetzt vor Ostrowiec und fahre gleich weiter gen Radom. Wie weit wir kommen, hängt ganz davon ab, wie schnell der Pollacke zurückgeworfen wird. Es geht mir noch ganz gut. Das Wetter scheint jetzt schlechter zu werden. Dadurch wird endlich der furchtbare Staub verschwinden. Bis jetzt haben wir nur Staub schlucken müssen und sind kaum aus den dreckigen Sachen herausgekommen.

Ich muß schließen, da es gleich weiter geht...“

Wenige Tage später erhielten die Eltern folgenden Brief aus dem Feldlazarett Kielce:

....., den 11. September.

„... Heute muß ich Euch von meinem etwas traurigen Schicksal Mitteilung machen. Ich darf jetzt nicht mehr in vorderster Front den Vormarsch mitmachen, sondern liege hier im Feldlazarett fest. Am 9. September morgens hat es mich erwischt und zwar bei den schweren Kämpfen vor Radom in der Nähe von Ilza. Nachts wurden wir von den Polen durch einen Gewaltangriff überfallen. Wir konnten mit nur 100 Mann unsere zwei Feuerstellungen bis zum letzten Augenblick, als unsere Panzer zu Hilfe kamen, halten. Leider ist uns die Gewehrmunition alle geworden, so daß wir paar Mann zurückgehen mußten. Und dabei haben mir die Pollacken zwei Schüsse durch den linken Oberschenkel gejagt. Wenn nicht die fünf Panzer gekommen wären, dann wäre ich nicht mehr unter den Lebenden. Auf keinen Fall hätte ich mich von den Polen gefangennehmen lassen. Meine Verletzung ist zum Glück nicht so schwer, wie ich im ersten Augenblick angenommen habe. Ich liege im Gipsverband und hoffe, daß in 8 Wochen alles wieder in Ordnung ist.

Macht Euch bitte nicht zu große Sorgen um mich, es wird durch Energie und Ruhe schon wieder werden. Ich wünsche mir nur, bald in ein Heimatlazarett zu kommen.

Das Schreiben wird mir noch ein wenig schwer...“

Aus den schlichten Worten dieses pommerschen Wachmeisters, wie sie unmittelbar aus dem Erlebnis des Kampfes heraus geschrieben sind, spricht der unvergängliche und unbeflegbare Geist deutschen Soldatentums. Besser als manche lange Schilderung geben diese wenigen Sätze ein Bild des jungen Frontsoldaten unserer nationalsozialistischen Wehrmacht, der zusammen mit dem alten Soldaten des Weltkrieges die Schlachten in Polen geschlagen hat.

Fr. Th. 11. 10. 39.



Im zweiten Kriegsjahre, so wird uns überliefert, an einem freundlichen Sommertag, wurde eine deutsche Infanterieabteilung zum Sturm auf eine französische Ortschaft angesetzt, die - der vorausgegangenen Beschießung durch unsere Artillerie zum Trotz - von dem hoch aufragenden, völlig unversehrten Schornstein einer Zuckerfabrik beherrscht wurde. Es gelang den Unseren, das Dorf zu nehmen und den Feind in die dahinterliegenden Felder zurückzuwerfen, als ein Infanterist, ein Saarpfälzer, zufällig gewahr wurde, daß hoch oben auf dem Fabriksschornstein ein Franzose saß und, scheinbar ohne jede feindliche Absicht, geruhig das kriegerische Treiben unter sich verfolgte. Der Saarpfälzer vergewisserte sich bei seinen Kameraden, daß er keiner Täuschung unterliege, formte die Hände vor dem Mund zu einem Trichter und bedeutete dem Manne oben in gutem Französisch: er möge ruhig herunterkommen, der Krieg sei nun für ihn beendet. Der Franzose jedoch machte keine Anstalten, der Aufforderung Folge zu leisten und über die eingemauerten Eisenprossen an der Außenseite des Schornsteins seinen offenbar recht bequemen Hochsitz zu verlassen. Je dringender der Saarpfälzer ihn zum Abstieg ermunterte, um so entschiedener gab er durch lebhaften Gesten seiner Weigerung Ausdruck, ja, als der Saarpfälzer sich endlich dazu entschloß, nur mit dem Revolver am Koppel hinaufzuklettern und seine lebende Beute selbst hinunterzu-

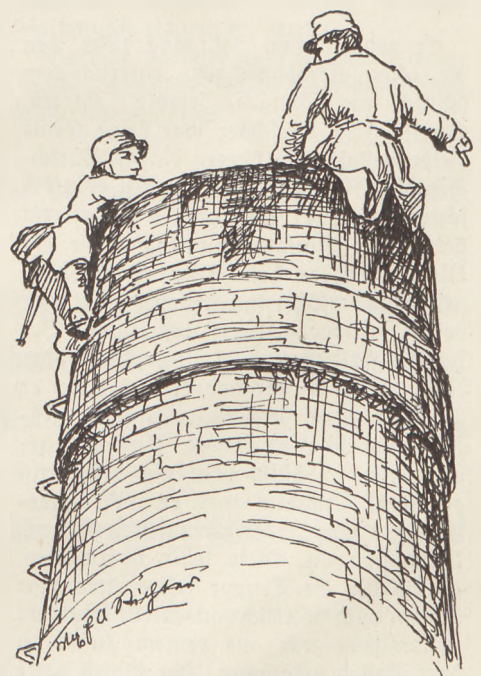
geleiten, begann der Franzose in aller Ruhe eine Zigarette zu drehen und vernügte ein paar weiße Ringe gegen den blauen Himmel zu blasen.

Noch ein wenig außer Atem, versuchte der Saarpfälzer ihn oben von der Sinnlosigkeit seiner Weigerung zu überzeugen, um endlich dem freundlich lächelnden Franzmann durch einen kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter zu bedeuten, daß er sein Gefangener sei und ihm unverzüglich zu folgen habe. Der Franzose schüttelte den Kopf: so weit wäre es noch nicht. Er wies mit ausgestrecktem Arm nach Norden und erklärte dem verdukten Pfälzer, daß dorther eine starke Abteilung der Seinen nahe und den Ort fraglos zurückerobert werde. Unser braver Infanterist erschraf und wollte sogleich wieder hinunterklettern, um seine Kameraden vor dem Feind zu warnen. Bevor er jedoch die erste Eisenprosse verlassen konnte, hielt der Franzose ihn mit einem Hinweis auf seinen Revolver beim Handgelenk fest und bedeutete ihm, er möge ruhig hier neben ihm Platz nehmen und die Entwicklung der fraglos noch ungeklärten Lage abwarten.

Ehe sich der Saarpfälzer in seine ungewöhnliche Situation geschickt hatte, drehte ihm der Franzose eine zweite Zigarette und bot ihm obendrein noch Feuer an. Rauchend beobachteten die beiden nun von ihrem luftigen Platz aus, wie die Unseren unten von dem ungestüm anstürmenden Feind überrascht und

in erbittertem Gefecht, währenddessen keiner der Kämpfenden auf die Männer oben achtete, aus dem Ort wieder verdrängt wurden. Die atemraubende Spannung, in die ihn die leicht zu übersehenden Operationen unten versetzten, ließ unserem Saarpfälzer die Zigarette ausgehen. Der Franzose, der mit wachsender Genugtuung nur die Bewegungen seiner Kameraden verfolgt hatte, bot ihm aufmerksam zum zweiten Male ein Streichholz an. Er lächelte - ein teuflisch anmutendes Lächeln, da er sich an dem Ruß auf dem Kaminsims die Hände geschwärzt und mit diesen achlos im Gesicht herumgewischt hatte, klopfte nun seinerseits dem Deutschen auf die Schulter und erklärte ihn zu seinem Gefangenen: er möge unverzüglich vor ihm hinuntersteigen, nun sei der Krieg für ihn zu Ende.

Unser Saarpfälzer blickte verloren in die Landschaft, die sich unter ihm weithin dehnte und verhältnismäßig unverseht geblieben war, bis ihn die lebhaften Rufe von unten und die frohen Antworten des Franzosen neben ihm in die mißliche Wirklichkeit zurückriefen. Er sollte nicht länger zögern, erklärte der Franzose. Ratlos sah sich der Saarpfälzer im Gelände um, und sogleich hellte sich sein ebenfalls angeschwärztes Gesicht wieder auf, da die Unseren vor dem Ort, im Schutze wütend bellender Maschinengewehre, zu neuem Sturm ansetzten und von Süden her Verstärkung nahte, die den Franzosen keine Atempause gönnte. Er lachte und meinte, man täte vielleicht gut daran, noch eine Weile zu warten, bis die Lage unten restlos geklärt sei,



und der Franzose nickte ernst. Indes das Gefecht von neuem entbrannte, nahm er die Zigarette, die ihm der Deutsche aus einer zerdrückten Schachtel bot, er rauchte und stellte beunruhigt fest, daß unten sein Schicksal offenbar besiegelt wurde: Die Deutschen griffen von zwei Seiten an, warfen den Feind, dessen Verstärkung nun nicht mehr genügte, endgültig zurück und nahmen obendrein einige Franzosen, die sich trotz tapferer Gegenwehr der raschen Umklammerung nicht hatten entziehen können, gefangen.

Der Franzose fügte sich und glaubte wieder den mahnenden Schlag auf der Schulter zu spüren; doch hätte der nicht von einem stöhnenden Laut begleitet sein dürfen, auch hätte der Deutsche neben ihm keine Veranlassung dazu gehabt, traurig, wie um Hilfe bittend, das Gesicht gegen seine Schulter zu lehnen. Allmählich erst begriff der Franzose, daß der andere, dem er nun unweigerlich als Gefangener zu folgen hatte, von einer Kugel getroffen war, von einer verirrt

Kugel vielleicht, oder von einer wohlgezielten französischen, die den Deutschen, oder gar von einer deutschen, die den französischen Ausguck treffen sollte. Mit geschlossenen Augen und schmerzlich verzogenem Mund lehnte der Deutsche neben ihm. Der Franzose legte aufgeregt den Arm um ihn, tastete mit der flachen Hand seine Brust ab, an der sich bereits der Uniformrock verfärbte, rief, flehte den Kameraden an, er möge wieder zu sich kommen. Da er nur ein leises Stöhnen zur Antwort erhielt, machte er sich unverzüglich daran, den offenbar schwer Verwundeten zu bergen... Fraglos ein schwieriges Unternehmen. Die Eisensprossen, die den Abstieg ermöglichten, waren nicht breit, und der schmale Kaminsims, auf dem sie saßen, erlaubte keine gewagten Bewegungen. Dennoch gelang es ihm, den Saarpfälzer, dessen Gesicht sich schon veränderte, behutsam über seine Schulter zu legen. Während ihn unten immer mehr Deutsche mit zunehmender Spannung beobachteten, trug

er Sprosse für Sprosse die schwere Last hinunter, wohl bedacht, dem Verwundeten jede überflüssige Bewegung, jeden zusätzlichen Schmerz zu ersparen. Aber die Last wurde von Minute zu Minute schwerer, und das Blut des Deutschen sickerte schon durch seinen Rock.

Als er erschöpft unten landete und von seiner Fracht befreit wurde, taumelte er, und die Arme, die ihm entgegen sprangen, galten nicht dem Gegner, der noch im Besitz einer Waffe war. Er erholte sich rasch, und sobald seine Augen auf den am Boden liegenden Saarpfälzer fielen, dessen Uniformrock man geöffnet, dann aber wieder zugeknöpft hatte, sagte er: dieser hier habe ihn gefangen genommen und dann sein Leben gerettet. Er nahm Haltung an. Die Hand an der Mütze, gab er den Umstehenden das Beispiel, den Toten zu ehren. Sie grüßten ihn, und wie nach vorheriger Verabredung galt ihr zweiter Gruß dem Franzosen, den der Tote in ihre Gewalt gegeben hatte.



VON FRANZ LOMMATZSCH

Er gehörte zum Jahrgang 1898, den die alten Kompaniehafen väterlich-verächtlich mit „Junges Gemüse“ abtaten. Gewiß, Fritz Leuschner war keine ideale Heldengestalt. Ein dürres blaßes Bürschchen, das vor kurzem noch den Kontorschemel gedrückt und gerade ausgelernt hatte. Die Uniform hing ihm wie ein Mantel um den Leib. Seine Dienstobliegenheiten erfüllte er beiläufig nicht zur vollen Zufriedenheit der Vorgesetzten. Besonders bei schweren Lebensmittel- oder MG.-Munitionstransporten drückte er sich, und zwar deshalb, weil er es einfach nicht schaffen konnte. Und das ärgerte ihn, er hätte gern als vollwertig gegolten. Trotzdem war er nicht unbeliebt. Er gehörte der sogenannten Küchenkommission an. Diese sollte überwachen, ob die für die Truppe festgesetzten Rationen auch wirklich ausgeteilt wurden.

Leuschner war aus reinem Zufall zu dem Posten gekommen. Der Spieß hatte

ihn dazu bestimmt, ohne zu ahnen, daß ihm so ein Naseweis etwa Scherereien machen könnte. Doch Leuschner schwänzelte nun dauernd beim Essenausgeben um den Küchenbullen herum und kontrollierte. Uns war es recht, denn es war kein Geheimnis, daß der Gulaschfieder abknapste, wo er nur konnte. Leuschner hatte sich eine Briefwaage besorgt und feilschte um jede fehlenden zehn Gramm Butter oder Marmelade. Lange ging das nicht, denn der Küchenbulle tobte und beklagte sich beim Spieß. Der ließ Leuschner anschwirren und kanzelte ihn herunter, doch Leuschner ließ sich nicht einschüchtern. Er „hing“ natürlich und trotzdem bekam er Oberwasser, denn nach einiger Zeit stimmten die Rationen mit der angeschriebenen Menge genau überein.

Es war im April 1918, als die feindliche Materialüberlegenheit im Westen schon stark bemerkbar wurde. Das Regi-

ment hatte die Große Schlacht bei Cambrai hinter sich, und wie waren im hartnäckigen Bewegungskampf bis Hangard, 15 Kilometer vor Amiens, vorgezungen. Franzosen und Engländer hatten gemeinsam alle nur möglichen Reserven an diese für sie gefährliche Ecke herangeschafft, denn der Fall des wichtigen Eisenbahnknotenpunktes Amiens hätte vielleicht den deutschen Endsieg herbeigeführt. Das wußten die Gegner. Tagelang hintereinander stürmte unser Regiment das wie eine Festung ausgebaute Dorf Hangard und mußte immer wieder mit großen Verlusten unter dem rasenden feindlichen Maschinengewehr- und Geschützfeuer in die Ausgangsstellung zurück, die aus schnell in den harten Kreidboden aufgekratzten Erdlöchern bestand.

Die 7. Kompanie, bei deren Leichter MG.-Gruppe Leuschner eingereiht war, hatte den Auftrag, erneut das Dorf zu stürmen. Ohne Artillerievorbereitung.

Die Munition war knapp. Der Angriffs-  
morgen brach an. Die Sonne wollte nicht  
herauskommen. In den Tälern wogte  
milchiger Morgennebel. Es war naß und  
kalt. Wir froren. Der Gegner schoß ner-  
vés im Gelände umher. Leutnant Heller  
lag vor unserer Gruppe, den Blick auf  
die Armbanduhr gerichtet: „Achtung! -  
Sprung auf! Marsch, marsch!“

In Schwarmlinie stolperten wir den  
steilen Abhang hinunter. Anfangs klappte  
es ganz gut. Wir hatten nur wenig Ver-  
wundete und wurden übermütig. Son-  
derbar, der Gegner schoß diesmal nicht  
von den gegenüberliegenden Hängen.  
Bald stellte es sich heraus. Er hatte  
nachts das Dorf selbst besetzt, und wir  
überraschten ihn während der Bereit-  
stellung zum Angriff auf uns. Am Fried-  
hof, über dessen verwitterten Grabsteinen  
der erste Frühlingsblütenschnee leuchtete,  
prallten wir aneinander. Feindliche Flie-  
ger erschienen und stießen wie beute-  
gierige Habichte ganz nahe zu uns her-  
ab, gaben Lichtsignale, und in wenigen  
Minuten lagen wir in einem Granat-  
gewitter. Es war ein Hexenkessel! Es  
heulte, krachte und furrte! Alle Kaliber  
waren auf uns losgelassen, darunter ganz  
große Brocken. Unsere Artillerie ant-  
wortete nur tastend. Von oben prasselte  
das MG.-Feuer der feindlichen Flug-  
zeuge. Die Kompanie schmolz im Nu zu-  
sammen, alle Führer fielen. Von unserer  
Gruppe Leutnant Heller. Dann Feldwebel  
Breitling. Unteroffizier Schmidt wur-  
den von einem Granatsplitter beide Beine  
abgeschlagen. Kein Mensch wußte mehr,  
was werden sollte. Wir waren vollkom-  
men abgeschnitten. Da auf einmal, mit-  
ten in dem Krachen und Bersten und Ge-  
schrei und Gerbchel, piepste, sich über-  
schlagend, die dünne Stimme Leuschners:  
„Die MG.-Gruppe hört auf mein Kom-  
mando!“

Das brach den Bann bei den wenigen  
Anverwundeten. Wir lachten drauflos,  
wie über einen guten Witz. Aber Leusch-  
ner gab uns Zunder: „Wollt ihr wohl  
ran mit eurem MG.! Seht ihr denn nicht,  
daß die da drüben im Wäldchen uns aus  
der Flanke angreifen wollen?“

Richtig! Zwischen den Baumstämmen  
wurden blaugraue Uniformen sichtbar.  
Blitzschnell wendeten wir die Gewehre  
darauf, und unter den aufmunternden Zu-  
rufen Leuschners funkten wir dazwischen,  
daß wir den ganzen Kummel um uns  
vergaßen. Das Wäldchen war klein. Die  
Franzmannen rannten hin und her wie  
aufgeschreckte Kaninchen. Unsere Feuer-  
garben räumten auf. Der Wassererschlauch  
dampfte. Schon hielten wir uns noch  
einmal für gerettet, da brach die Hölle  
wieder von links los, begleitet von klir-  
renden und heulenden Explosionen schwe-  
rerer Fliegerbomben. Mit stählerner, brül-  
lender Sichel schritt der Tod durch unsere  
Reihen. Dann wurde es plötzlich wie auf  
Kommando still. Unheimlich still. Das  
feindliche Sperrfeuer ging jetzt über uns  
hinweg nach unserer zweiten Linie.

Vor uns lag noch immer der Fried-  
hof. Hinter den Grabsteinen regte es  
sich. Standen die Toten auf? Nein, der  
Tommy war's. Er schlich heran. Vom  
Dorfaustritt kam schon seine zweite  
Sturmwelle. Wir schossen wie toll. Der  
Mörkel spritzte von den Grabsteinen.  
Herrgott, nur jetzt keine Ladehemmung!  
Der Lauf war glühendheiß. Doch die  
Tommys gewannen Boden, sie kamen  
immer näher. Jetzt war es aus mit uns.  
Aber so leicht sollten sie uns nicht krie-  
gen! Neben mir riß ein Granatsplitter  
dem kleinen Geißler die Kinnlade ab.  
Wir waren nur noch vier Mann. Wo  
war Leuschner? Er war verschwunden.

Doch zum Nachdenken blieb keine Zeit.  
Die ersten Tommys waren schon bis auf  
20 Meter heran. Jetzt machten wir uns

fertig zu unserem letzten Gang. Nun  
ging es Mann gegen Mann. Unsere  
Handgranaten krachten. Rupp, noch  
eine! Und noch eine! Doch was war  
das? So laut konnten die paar Dinger  
doch nicht explodieren. Das klang ja, als  
wenn zwanzig, dreißig zersprangen. Da  
trappelte und dröhnte es hinter uns. Ein  
vielstimmiges rauhes Hurra klang auf!  
Uns tönte es wie Engelsmusik. Es war  
die 8. Kompanie, die uns zu Hilfe kam.  
Im letzten Augenblick! Jetzt waren sie  
heran, und mit einem: „Los Jungs!“  
ging es dem Engländer entgegen.

Nach schwerem Kampf besetzten wir  
gegen Abend die rauchenden Trümmer  
des Dorfes. (Wir hatten es für einen  
Tag erobert, am nächsten Morgen ging  
es uns schon wieder verloren.) Die Nacht  
kam. Müde und hungrig hockten wir in  
einem halbzerschossenen Keller. Es war  
kalt und feucht. Oben schlugen die Gra-  
naten wie polternde Gespenster in die  
Häuserreste und ihre Einschläge erhell-  
ten wie Blitze das Stockdunkel. Einige  
Kameraden von der 8. Kompanie saßen  
bei uns. Wir fragten, wieso sie uns in  
der letzten Minute noch zu Hilfe kamen.  
- Wir hätten doch einen Mann nach hin-  
ten geschickt. - Davon wußten wir nichts.  
- Nun, ein kleiner, schwächlicher Kerl sei  
mit blutig zeretztem Arm nach hinten  
gekommen und habe geschrien: „Kommt  
schnell, schnell! Die vorn sind gleich auf-  
gerieben!“ Dann sei er vor Schwäche  
und Blutverlust umgefaßt.

Es war unser braver Kamerad Leusch-  
ner gewesen.

„Was?“, sagte der alte Schmiedel, der  
seit 1914 unverwundet bei der Kompanie  
weilte, „Leuschner hat euch herangeholt?  
Das ist ja allerhand von dem Jungen!  
Hoffentlich kommt er durch.“

Es war das größte Lob, das wir je-  
mals aus dem schweigsamen Munde  
Schmiedels hörten.

---

Das deutsche Soldatentum hat sich den Lorbeerkranz, der ihm 1918 hinterlistig geraubt worden war, nunmehr wieder fest um das Haupt gelegt. Wir alle stehen in tiefergriffener Dankbarkeit vor den vielen unbekanntem, namenlosen tapferen Männern unseres deutschen Volkes. Sie sind zum ersten Male angetreten aus allen Ecken Großdeutschlands.

Das gemeinsam vergossene Blut aber wird sie noch stärker aneinanderbinden als jede staatsrechtliche Konstruktion.

Adolf Hitler am 6. Oktober 1939.

# Kleine Beiträge

## Heroischer Realismus / Ein Gespräch mit Kurt Eggers

Wenn man in Deutschland von neuer Dichtung und neuer Weltanschauung - welche Dichtung ist wohl ohne das Fundament einer Weltanschauung möglich? - liest, stößt man immer wieder auf den Namen Kurt Eggers. Er gehört zu den ersten Köpfen der jungen Nation. Unerhört reichhaltig und gleichzeitig vielseitig ist das Schaffen dieses Mannes.

Kurt Eggers gehört in keiner Weise zu den „Stillen im Lande“. Sein Wesen, eingeschlossen sein Denken, ist temperamentvoll, mehr noch: es ist revolutionär. In alten, ausgefahrenen Bahnen seines Weges zu ziehen, liegt ihm nicht. Er versucht es mit neuen Wegen. Neue geistige und seelische Bezirke tut er auf. Allerdings, das kostet viel Kraft. Das gibt auch Wunden. Aber das sind nicht die ersten, die der Freiheitskämpfer vom Annaberg empfängt.

Eine der historischen Lieblingsgestalten von Kurt Eggers ist Ulrich von Hutten. Er hat dessen Verse und Sprüche neu herausgegeben, einen Roman und ein Drama über ihn verfaßt. Es verbindet beide der gleichzeitige Kampf mit Schwert und Feder, insonderheit jedoch der Kampf um den totalen deutschen Menschen. Alles, was Eggers bisher veröffentlicht hat, gilt diesem Ringen, vor allem seine ethisch-philosophischen Werke „Vom mutigen Leben und tapferen Sterben“, „Die Geburt des Jahrtausends“ und „Die Heimat der Starken“.

So vielseitig die Lebensäußerungen des menschlichen Daseins und Ringens sind, so vielseitig ist auch der Kampf, den Eggers um den neuen deutschen Menschen führt. Der Weg zur neuen Menschwerdung aus neuer seelischer Haltung führt nach Eggers' Auffassung über die Sphären des Pessimismus, aber auch des Optimismus, zum heroischen Realismus. Da Eggers die Idee dieses heroischen Realismus in jedem seiner Werke vertritt, wandten wir uns aus Interesse an dem weltanschaulichen Ringen unserer Zeit an ihn und baten ihn um ein Gespräch.

Kurt Eggers sagt: „Daß der Pessimismus niemals die Haltung eines um Freiheit und Macht ringenden Volkes sein kann, ist überzeugend. Daß aber der Optimismus eine unerhörte Gefahr gerade für den kämpferischen Menschen mit sich führen soll, dürfte zuerst stutzig machen. Ich will Ihnen darum zunächst sagen, daß der Optimismus als seelische Grundhaltung durchaus nicht germanisch ist. Die Schönfärberei, das Leben als angenehmen Tummelplatz der Lust zu sehen, hat ihren Ursprung in anderen Bezirken der Menschheit. Der Optimismus lähmt - im großen gesehen - den Willen zur Tat genau so wie der Pessimismus, vielleicht nur mit dem Unterschied, daß der Optimismus dem Schicksal noch fassungsloser gegenübersteht, als der auf den Untergang vorbereitete Pessimismus! Wenn ich gegen Pessimismus und Optimismus die Haltung des heroischen Realismus stelle, so fordere ich im Realismus die klare, nüchterne, wahrhafte und unbestechliche Betrachtung der Idee und ihrer Wirklichkeit. Der Realismus verbietet es, der Wahrheit Schleier umzuhängen und den bitteren Trank der Erkenntnis zu versüßen. Der Realismus bedarf auf der anderen Seite jedoch des Glaubens an ein heroisches „Dennoch“, das der Mensch den Widerigkeiten und Halbheiten des Zustandes entgegentroffen kann, um sich immer wieder aufs Neue in den Kampf für die Verwirklichung der Idee zu werfen. Der Realismus ist das Erkennen der unabänderlichen Wahrheit der Situation und der Ideen: Der Heroismus ist Glaube und zugleich ein trotziges Dennoch des Menschen dem Schicksal und der Idee gegenüber.“

„Demzufolge löst wohl der heroische Realismus als Geistesrichtung die bisherigen geistigen und seelischen Richtungen wie Idealismus, Mystik, Romantik ab?“

„Jawohl, der heroische Realismus überwindet auch alles konstruktive Denken und jene Spekulationen, die Himmelsleitern zur Flucht aus der Verantwortung bauen. Er wendet sich bewußt gegen Positivismus und Opportunismus.“

„Wie steht der heroische Realismus zu Spengler?“

„Der heroische Realismus“, erwiderte Kurt Eggers, „lehnt ebenso den Spenglerschen Kulturpessimismus ab wie die opportunistischen Fortschrittslehren. Er duldet weder den Eudämonismus des Marxismus, noch den Chiliasmus eines Sektierertums. Er äußert sich in einer Haltung, die dem Wissen um Gesetz, Ordnung und Pflicht entspricht.“

„Und wie steht schließlich der heroische Realismus zur Frage der Religionen?“

„Die bisher gültigen Weltreligionen werden abgelöst durch ein neues geistiges Zeitalter, das nicht der Religion, sondern vielmehr der Ethik bedarf. Nicht ‚Erlösung‘, sondern ‚Erfüllung‘ ist die Forderung dieser Zeit. Nicht die Frage nach dem ‚gnädigen Gott‘ ist der Pol dieses Denkens und Glaubens, sondern die Frage nach der Verewigung der Nation und der Heiligung des persönlichen Kampfes. Das große Argument der Religionen, ‚die Sünde‘, verblaßt vor der Botschaft der Pflicht, deren Erfüllung den Menschen aus der Sphäre der Sünde reißt und ihn in die Sphäre der Vollkommenheit stellt.“

Wir brachten daraufhin das Gespräch auf die bekannten landläufigen Forderungen verschiedener Gruppen nach dem „Paradies auf Erden“ und wurden belehrt, daß der heroische Realismus für Paradieslehren kein Verständnis hat. Es ginge nicht um die Glückseligkeit des einzelnen, sondern um das Leben der Nation, das sehr häufig den Verzicht auf Glück und Eigenleben fordere. Das Glück der Erde sei nun eben einmal nicht der Genuß, sondern die Gerechtigkeit, das hieße aber die richtige Ordnung der Werte des Lebens und der Menschengruppen, die diese Werte verkörperten. Es sei der Gesetzmäßigkeit der Ordnung der Werte gemäß, daß die Starken allein Träger der Verantwortung und der Macht seien.

„Ob nicht eine solche Herrschaft der Starken die Gefahren der Willkür mit sich bringt?“

Eggers erwidert: „Die Willkür ist immer dort entstanden, wo nicht der Starke durch seine Persönlichkeit, durch seine Verantwortung und seine Pflicht herrscht. Das Wesen des Starken äußert sich in der Gerechtigkeit, die allerdings den Schwachen, auch wenn sie durch ihre Massen in der Mehrheit sind, das Recht zur Herrschaft nimmt. Das ist der Unterschied zwischen marxistischen und nationalen Demokratien auf der einen und den neuen Aristokratien auf der anderen Seite. So ist auch beispielsweise gegenüber dem Imperialismus, der aus Willkür entstanden ist, das völkische Denken d. h. das Denken in der Gesetzmäßigkeit der Nation erwachsen.“

Wer Eggers Schriften gelesen hat, weiß, daß sich dieser Mann, den ein eigentümlicher geistiger Werdegang über Archäologie, Philosophie und Theologie zum bewußten Gotteskampf geführt hat, mit besonderer Vorliebe mit der Religionsfrage befaßt, die zu den entscheidenden Fragen dieser Zeit gehört. Eggers formuliert seine Haltung so: „Die Realitäten von Blut, Rasse und Seele, von Vernunft und Instinkt triumphieren über die religiöse Verschleierung der Wirklichkeit.“

Wir fragen: „Besteht da nicht die Gefahr, daß wir in den vielzitierten hoffnungslosen Materialismus versinken?“

„Nein, die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit überwindet gerade den Materialismus, im übrigen ist die Haltung des heroischen Realismus nicht für die Schwachen, Anlehnungsbedürftigen und Erlösungssehnächtigen bestimmt, sondern allein für die Starken, denen eine neue seelische und geistige Heimat gegeben werden soll.“

Wir werfen ein: „Ist es nun nicht möglich, daß gerade auch viele Schwache, um Ihre Terminologie zu gebrauchen, zu Ihnen stoßen werden. Ich will ein hartes Wort anwenden, um ganz verständlich zu sein: Gottlosigkeit hat schon immer auf viele einen großen Reiz ausgeübt!“

„Halten Sie ein!“ ruft Kurt Eggers. „Gottlos ist die Heimat der Starken nicht. Jenseits von Atheismus und Theismus vollzieht sich die Vervollkommnung des starken Menschen in die Vollkom-

menheit des Gesetzes. Im übrigen aber entfällt der Begriff der Erbsünde, der dem Schwachen zur Weltflucht verhilft, es brechen die fragwürdigen Himmelsleitern zusammen, auf denen die schwachen Menschen der Pflicht zu entgehen trachten. Gesetz, Ordnung und Pflicht verwurzeln. Also wird der Starke fest mit der Welt verwurzelt sein. Die Erde ist ihm Gesetz und das Schlachtfeld seiner Taten. Nicht der Himmel, sondern die Nation ist das Vaterland der Sehnsüchtigen.“

Rolf Italiaander

## Blick in den Osten

### Posen, die deutsche Kolonistenstadt

Eine Furt über die Warthe, über die seit vorgeschichtlicher Zeit der große Bernsteinhandelsweg von der ostpreussischen Samlandküste in die österreicherische Tiefebene und zum Mittelmeer führt. Siedlung an der Heerstraße in der Zeit der germanischen Völkerwanderung. Eine Holzburg und Blockkirche am rechten kumpfigen Ufer der Warthe für den Pfaffenfürsten, der 963 Otto dem Großen tributpflichtig wird und einen christlichen Bischof erhält, der dem Erzbistum Magdeburg unterstellt wird: Und dann 1253 Gründung einer deutschen Stadt auf dem linken, westlichen Wartheufer.

Der Leiter dieser Gründung, der Lokator, ist ein Deutscher: Thomas aus Guben in Schlesien. Er erhält von dem Herzog den nötigen Grund und Boden zugeteilt. Nach dem bekannten Muster der ostdeutschen Kolonialstädte wird in der Mitte der quadratische Marktplatz abgesteckt; die ebenfalls von vornherein festgelegten Straßen werden parallel zu den Seiten des Marktes geführt und bilden rechteckige Blocks, die sich allmählich mit Häusern füllen. „Die Bürger der vorgenannten Stadt werden das Recht nach der Form der Stadt Magdeburg ohne jeden Abbruch in Folge unserer Schenkung für immer genießen“, bestimmt die in lateinischer Sprache abgefaßte Gründungsurkunde im Namen der beiden Pfaffenherzöge und fährt fort: „auch soll kein Deutscher, der sich im Umkreis unserer Herrschaft befindet, dieses Recht außerhalb der vorgenannten Stadt, sie gering achtend, anderswo suchen.“ Die neugegründete Stadt wird also von vornherein als Hauptstadt und Mittelpunkt für die deutschen Ansiedler im jungen polnischen Staat ausersehen; der Posener Gerichtshof soll die Entscheidungsgewalt für sie alle haben. Die ältesten erhaltenen Protokollbücher der Stadt, die aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammen, sind rein deutsch abgefaßt; die Ratsliste zeigt überwiegend deutsche Namen; auch sind Hunderte von deutschen Familiennamen aus Posen urkundlich überliefert. Mit dieser und verwandten Städtegründungen derselben Zeit (im Lande Posen im 13. Jahrhundert mit Sicherheit 17 Städte, im 14. Jahrhundert 25 Städte - auf Grund datierter Städteurkunden) kam das System der Stadtwirtschaft und städtischen Kultur aus dem deutschen Westen nach dem Osten: Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, Spaltung der Berufe, ausgebildete Geldwirtschaft an Stelle von Tauschhandel, städtisches Abgabewesen und damit Mitverantwortung der einzelnen Bürger für das städtische Gemeinwesen.

Seit dem 14. Jahrhundert blüht die Stadt Posen bedeutend auf. Der umfangreiche Handel von Frankfurt a. d. Oder nach dem Osten muß zwischen den beiden Sumpfsperren: dem Neke- und Warthebruch im Norden, dem Oderbruch im Süden den einzig möglichen Weg über Posen nehmen. Von noch größerer Bedeutung wird der Handelsverkehr zur Hansezeit: der Lebensstrom der zwischen den mittel- und süddeutschen Städten und dem Baltenlande hin und her pulst, fließt durch Posen. Das Südtor der Stadt trägt den Namen „Breslauer Tor“. Außer dem Handel mit den Landesprodukten Getreide, Vieh, Holz erwerben sich die Posener Tuche Weltruf. Sie werden bis nach Rußland und China gehandelt. Nach Westen bestehen besonders rege Beziehungen mit Hamburg und

Nürnberg. Durch eigenes Stapelrecht kann Posen die Konkurrenz mit Frankfurt a. d. Oder und Breslau aufnehmen. Man schätzt die Einwohnerschaft auf 5000 bis 7000 Köpfe (die größte deutsche Stadt, Köln, zählte damals 30 000 bis 35 000 Einwohner). Das gotische Rathaus auf dem Markte, zunächst von Breslauer und Stettiner Baumeistern umgebaut, verwandelte sich unter den Händen des Italiener Giovanni di Quadro in den imposanten und malerischen Renaissancebau, der bis heute zu den größten Sehenswürdigkeiten des Weichsellandes zählt.

Von den großen Posener Kaufmannsfamilien jener Tage, den Lindner, Werner (aus Breslau), Eschpacher, Fogelweder (aus Krakau), Schmalz und wie sie heißen, hat sich das verzweigte Geschlecht der Schillings, die aus Weissenburg im Elsaß über Krakau nach Posen kamen, im Gedächtnis der Gegenwart erhalten durch den Sportpark in herrlicher Lage an der Warthe nördlich der Stadt, der aus einem Schillingschen Vorwerk entstanden ist und bis heute einfach „der Schilling“ heißt.

Obwohl der Zustrom deutscher Einwanderer in die deutschen Städte des Ostens mit dem Ausgang des Mittelalters vorübergehend abebbte, blieb die Verfassung der Posener Stadt in ihren Grundzügen deutsch und die Stadt wandte sich in Streitfällen wiederholt an den Schöffensstuhl in Magdeburg, der als deutscher Oberhof für Posen galt. Die Kriegswirren im 17. und 18. Jahrhundert wurden auch für Posen sehr fühlbar. 1655 wurde die Stadt eine Beute der Schweden, welche sie den Brandenburgern übergaben. Zwei Jahre später aber rückte ein polnisches Heer vor die Stadt Posen, schoß sie völlig in Trümmern und zwang dadurch die Brandenburger zur Übergabe. Es machte also keinen Unterschied, ob Polen oder - wie 1704 - russische Truppen vor der Stadt lagen. Damals zogen nach dreiwöchiger Beschießung durch die Russen die Schweden ab, aber die letzte Ernte hielten wieder polnische Truppen, die den Bürgern den Rest ihrer Habe abbrandschagten.

Am 12. Februar 1793 rückten die Preußen im Vollzug der zweiten polnischen Teilung ohne Widerstand zu finden in die alte deutsche Kolonistenstadt Posen ein. Sie behandelten die Stadt von Anfang an als Mittelpunkt des neubesetzten Landes, das den Namen Südpreußen erhielt; da sie sich in einem geradezu trostlosen Zustand befand, wandten sie ihr besondere Fürsorge zu. Die Kommunalverfassung wurde nach preußischem Muster eingerichtet mit lebenslänglich angestellten besoldeten Beamten an Stelle der früheren ehrenamtlichen Verwaltungsstellen; der alte „Schöppenstuhl“ wurde durch das neue „Stadtgericht“ ersetzt. Die gänzlich verfallenen Festungswerke wurden geschleift, und man gewann damit neue Bauplätze im Westen der Stadt.

Im 19. Jahrhundert wurde die Stadt aufs neue zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut. Hier wurde 1847 Hindenburg als Sohn eines preußischen Offiziers geboren; seine Mutter entstammte - wiederum mütterlicherseits - einer alten Posener Familie. Der westliche Befestigungsgürtel wurde im Jahre 1902 aufs neue aufgegeben, was nun ein Wachstum der Stadt im großen Stil ermöglichte. Rasch nacheinander wurden darauf im Westen und im Zentrum

der Stadt die großen Bauten vollendet, die der Stadt bis heute ihre Gepräge geben. Hier sind zu nennen die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek; die königliche Akademie (eine Art Volksuniversität, an der ständige und Gastvorlesungen führender deutscher Gelehrter gehalten wurden), neben ihr stand die „Deutsche Gesellschaft für Kunst- und Wissenschaft“ mit verschiedenen Unterabteilungen, die z. T. bis heute in den Kreisen der gebildeten Deutschen in Posen und in den Provinzstädten geblüht haben, das Kaiser-Friedrich-Museum mit den Abteilungen für Naturkunde, Vorgeschichte und Kunst, der Prachtbau des neuen Stadttheaters, das Regierungsgebäude und das im Stil der Kaiserpfalz von Aachen erbaute kaiserliche Schloß. Auch die Kasernen und nicht zuletzt die in dieser Zeit geschaffenen geräumigen Bahnhofsanlagen sind als Werke deutscher Hände zu nennen. Die rasch aufblühende Industrie stellte sich hauptsächlich auf die Landwirtschaft der Provinz ein: Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Zur Illustration des Aufschwungs von Posen in preussischer Zeit seien hier die folgenden Zahlen genannt: bei der Übernahme im Jahre 1793 zählte man 12538 Einwohner, 1802/03 rund 20 200 - also schon in zehn Jahren fast eine Verdoppelung -, nach der Volkszählung 1910 156 696 Einwohner. Der städtische Haushalt wies im Jahre 1793 31 721 Mark auf, im Rechnungsjahr 1910/11 14½ Millionen Mark.

Mit dem Übergang Posens an die neue polnische Republik nach dem Diktat von Versailles setzten die Bestrebungen ein, die das Deutschtum in Posen zurückdrängen und das Polentum an seine Stelle setzen sollten. Zu dem polnischen Beamtenamt trat - in den Räumen der ehemaligen Akademie untergebracht - eine polnische Universität, unter deren jüngeren Dozenten sich die radikalsten und angriffsfreudigsten Gegner des Deutschtums befanden, jene Männer, die in den letzten Monaten die überhitzten Schlagworte von der „Oder als Minimalgrenze“ Polens und von den bevorstehenden polnischen „Siegen vor Breslau und Berlin“ prägten. Aber unter und über diesen äußeren Umwandlungen blieben stehen die Zeugen der Vergangenheit: der von den Deutschen nach deutschem Recht angelegte Stadtplan des 13. Jahrhunderts, die norddeutsche Backsteingotik der

Marienkirche, die von dem Nürnberger Meister Peter Vischer gegossenen Grabplatten im Posener Dom. Des deutschen klassizistischen Baumeisters schöpferische Tat, die großräumige Anlage des Wilhelmplatzes, haben die Polen gleich nach ihrer Besitznahme ausgezeichnet durch Erhebung zu ihrem nationalen Festplatz. Auch die reichen Schätze der deutschen Akademie, Bibliotheken und Museen waren ihnen geblieben. Dauernde Zeichen deutschen Könnens und deutschen Fleißes! Die Deutschen in Posen aber haben in den letzten 20 Jahren trotz aller Zurücksetzung und Verdrängung in eifriger kultureller Arbeit an einem eisern festgehalten: an ihrer nun so herrlich erfüllten Hoffnung auf Deutschland!

### Textilzentrum Lodz - Werk deutscher Industriepioniere

Wo heute die große Industriestadt Lodz mit einem Wald von Fabrikshloten aus der flachwelligen Landschaft emporragt, fanden die preussischen Besatzungstruppen im Jahre 1794 ein verelendetes Städtchen vor, das nur 191 Einwohner zählte. Die großartige Entwicklung, die dieser Ort dann im 19. Jahrhundert genommen hat, begann damit, daß zunächst im Jahre 1823 die Zuwanderung deutscher Tuchmacher und bald auch deutscher Weber einsetzte. Im Jahre 1823 zählte die Stadt bereits über 4000 Einwohner, davon drei Viertel Deutsche, bis zum Jahre 1864 stieg die Bevölkerungszahl auf 40 000, wovon fast 70 Prozent Deutsche waren. Immer neue Straßenzüge wuchsen aus dem Boden, ein Stadtviertel nach dem anderen schloß sich - meist im Süden des alten Akerstädtchens - an. Der damalige russische Statthalter des „Königreichs“ Polen erklärte in einer Festansprache: „Die Stadt Lodz bildet eine interessante Erscheinung im polnischen Lande. Sie verdankt ihren Wohlstand der deutschen Industrie, dem Unternehmungsgeist der Deutschen und dem deutschen Fleiße. Nächst Warschau ist Lodz die bevölkerteste Stadt des Königreichs Polen. Sie zählt über 40 000 Einwohner, darunter zwei Drittel Deutsche. Lodz ist die Metropole von über 100 000 deutschen industriellen Bewohnern, welche sich in zahlreichen Städten in und um Lodz angesiedelt haben.“



Żuggerhaus in Warschau



Eingang zum Haus des deutschen Patriziers Burbach in Warschau

(Aufn.: Volk und Reich Verlag)



Deutsches Zunftleben und Handwerkertum fanden hier eine ungeahnte, meist noch wenig bekannte Blüte. Ein polnischer Journalist, der Lodz in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach besucht hat, schrieb: „Lodz trägt gleich auf den ersten Blick den ausdrücklichen Stempel, den ihm einerseits die bedeutende Mehrheit der deutschen Bevölkerung, andererseits die Auswirkungen der gewerblichen Lebensführung aufdrücken, so daß man glauben mag, wir befänden uns inmitten deutscher Industriesiedlungen, denn so sind hier auch Vereine und Klubs und ein rein deutscher Geist.“

In den 60er Jahren begann eine zweite große Umwälzung auf Lodzer Boden. Die langen, dicht mit Webern, Spinnern und Tuchmachern besetzten Straßenzüge mit endlosen Reihen eingeschössiger, schmucker Kolonistenhäuser machen von nun ab in raschem Tempo großen Mietskasernen und Fabrikkomplexen Platz. Lodz verwandelt sich in eine Großstadt.

Neben der Masse der deutschen Weber und Spinner waren es vor allem einzelne große Unternehmer, Pioniere der Lodzer Textilindustrie, denen Lodz seinen Aufstieg zu einem der größten Textilplätze der Welt verdankt (Lodz repräsentiert heute allein etwa 1 Prozent der Welttextilindustrie). Unter diesen großen Wirtschaftsführern nimmt Karl Scheibler, der aus Mouschou im äußersten Westen Deutschlands stammt, den ersten Platz ein. Von der Rohstoffherzeugung auf eigenen Plantagen im asiatischen Rußland bis zu Verkaufsstellen in allen Teilen des russischen Reichen und darüber hinaus umfaßten seine Unternehmungen alle Zweige der Geschäfts- und Be-

triebsorganisation. Gleichzeitig mit diesem Baumwollkönig, aber doch niemals seine Größe erreichend, strebten seit den 60er Jahren viele andere Firmen empor: Robert Biedermann 1863, Karl Eisert 1864, Friedrich Eisenbraun 1865, Karl Bennich 1865, F. W. Schweikert 1865, Eduard Gentschel 1865, F. John 1866, Julius Heinzl 1866, Ludwig Peters 1867, Karl Anstadt 1867 usw.

Die leitenden und verantwortlichen Stellen in den nun aufstrebenden zahlreichen Industrierwerken wurden von den Deutschen eingenommen. Die Masse der Arbeiter, die jetzt von der Großindustrie herangezogen wurden, stellten die Polen aus den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung. Die staatlichen Ämter und Stellen in Lodz waren von Russen besetzt. Die Kaufmannschaft dagegen verjudete zunehmend.

Der einzige Nutznießer des Weltkrieges 1914-1918 und der Nachkriegsjahre war auch hier der Jude, der jetzt auch das Industriekapital und damit die meisten ausschließlich von Deutschen errichteten großen Textilwerke in seine Hand brachte. Selbst die Verdrängungstaktik der Polen gegen alles Deutsche hat nur dem Juden Nutzen gebracht. Das Lodzer Deutschtum verteidigte mit der ihm eigenen Fähigkeit seine wirtschaftlichen Positionen, so gut es konnte - bis die vereinte Masse der 300 000 Polen und 250 000 Juden in diesem Sommer 1939 über den Häuptern des etwa 60 000 bis 70 000 Seelen zählenden Deutschtums der Stadt zusammenschlug und es gänzlich dem Untergange preiszugeben schien, wovor es nun der siegreiche Einmarsch unserer Truppen bewahrt hat.

# Blick in den Norden

## Schweden und der Krieg

Der Ausbruch des Krieges, besonders die Kriegserklärung Englands, rief große Bestürzung in Schweden hervor. In Erinnerung an die durch die Hungerblockade des Weltkrieges bewirkte bittere Not setzte sofort eine heftige Hamsterei ein, die in den ersten Tagen bereits Mangel an Lebensmitteln wie Zucker u. dgl., die Schweden an sich in überreichem Maße besitzt, entstehen ließ. Zur Einführung von Bezugs Scheinen wollte man sich indessen nicht entschließen. Lediglich für den Benzinbezug wurden sofort einschneidende Kontrollmaßnahmen eingeführt. Der Benzinmangel und die Hamsterei drohten den gesamten motorisierten Verkehr lahmzulegen. Die Straßen Stockholms lagen verödet da: alle Lastautos und Privatautos waren verschwunden, nur die Autobusse und Autotaxi durften fahren. Im Überlandverkehr spielen die Lastkraftwagen eine große Rolle, der Verkehr ist in Schweden überhaupt sehr weitgehend motorisiert, auch auf den Wasserwegen, daher wird nach Ansicht der Motorfachleute das Wirtschaftsleben Schwedens durch diese Störung schwer getroffen. Man befürchtet, daß sie eine größere Arbeitslosigkeit nach sich ziehen könnte. Durch die Lahmlegung des Motorverkehrs werden auch andere Berufszweige betroffen, so daß auch dort die Gefahr der Arbeitslosigkeit droht.

Im Grunde genommen sollte hier keine Ursache zur besonderen Unruhe bestehen, da Schweden heute wesentlich besser in seiner Selbstversorgung dasteht als vor 25 Jahren und überdies die Regierung - ebenso wie in den anderen skandinavischen Ländern - seit längerer Zeit Vorräte an lebenswichtigen Importgütern aufgestapelt hat. Nichtsdestoweniger läßt der „Krieg“ im täglichen Leben der Schweden seine Spuren zurück. Schweden, die aus Deutschland zurückkehrten, wußten übrigens einstimmig zu berichten, daß „man außer der Verdunkelung in Deutschland nichts vom Krieg merke, erst wenn man nach Schweden zurückkommt, spürt man den Krieg“. - In Deutschland, so erzählen sie weiter, geht das Leben in seinen gewöhnlichen Bahnen weiter, von Hamsterei sei nichts zu be-

merken, es gibt genügend überall zu essen. - In Schweden ist nämlich - dank der englischen Propaganda - die Ansicht weit verbreitet, daß das deutsche Volk nichts zum Essen habe und am Verhungern sei.

Die Bevölkerung weiß allerdings bald nicht mehr, was sie in außenpolitischen Dingen glauben soll. Es kam nämlich in den letzten Jahren immer anders, als die große Presse prophezeite. Wenn ein Krieg kommt, so predigten die Zeitungsgewaltigen, dann wird es ein totaler Vernichtungskrieg werden - dank der nationalsozialistischen Lehren -, in dem nichts geschont werden wird und die kleinen schwachen Staaten - siehe Österreich, Tschechoslowakei! - rücksichtslos niedergedrampelt werden. Dabei fehlte es nicht an dunklen Andeutungen von „Blitzüberfällen“, die von einer bestimmten Großmacht auf Südschweden drohen. Kein Wunder, daß hier so mancher, als es ernst zu werden schien, völlig den Kopf verlor. Auch der weitere Verlauf der Strafaktion gegen Polen enttäuschte alle durch die Presse geweckten Erwartungen und aufgestellten Prophezeiungen. Statt der glänzenden polnischen Siege, die der ununterbrochenen Erfolgsreihe der nationalsozialistischen Politik endlich einmal ein Halt gebieten sollten, kam die vernichtende Niederlage der Polen mit einer Schnelligkeit, die die militärischen Sachverständigen als unglaublich bezeichneten. Das hinderte allerdings eine Reihe von Blättern nicht, unentwegt die polnischen „Siegemeldungen“ an erster Stelle in größter Aufmachung zu bringen, voran „Social-Demokraten“, das sich in der grotesksten Weise bemühte, die Niederlage der polnischen Heeresgruppen als eine wohlüberlegte Rückzugstaktik seinen Lesern darzustellen und dergleichen mehr. In der Bevölkerung dagegen trat zum Teil ein bemerkenswerter Stimmungswechsel ein: die Leistungen der deutschen Wehrmacht erregten Bewunderung und Respekt, um so mehr, als man auch hier durch die Presse ein schiefes Bild bekommen hatte, wonach die nationalsozialistische Wehrmacht persönlich und sachlich weitaus nicht so kampftüchtig sei wie die ehemals kaiserliche im Weltkrieg. Nicht zuletzt macht die deutsche Flugwaffe einen tiefen Eindruck auf

den sportlichen Geist und technischen Sinn der Schweden. So konnte ich einem Gespräch vor einem Zeitungsstand zuhören, in dem ein Arbeiter bemerkte: „Die anderen können tun, was sie wollen, Hitler wird ja doch gewinnen.“ - Und ein anglophiler Intellektueller flüsterte bekümmert seinem Freunde zu: „Nach diesen phantastischen Erfolgen Hitlers müssen die Deutschen ja wirklich glauben, daß er ‚ein Sohn der Götter‘ ist.“

Der Anglophile ist mit Recht bekümmert, da das hier so hoch im Kurs stehende Prestige Englands in den ersten Wochen des Krieges bedeutend geschädigt wurde. Der ritterliche Sinn der Schweden reagiert dagegen, daß Polen völlig von seinem englischen Protektor im Stich gelassen wurde. Das ist sehr peinlich, weshalb die Presse das Prestige Englands und das eigene durch recht krampfhaftere Rechtfertigungen der englischen Handlungsweise und durch mythische Andeutungen kommender oder sogar bereits geleisteter Unterstützungen wiederherzustellen suchte. Auch die Neutralitätsverletzungen durch englische Flieger haben die Bevölkerung wesentlich mehr verstimmt, als die Presse zum Ausdruck kommen läßt, und man freut sich sehr über die Schneidigkeit, mit der sowohl Belgien als auch Dänemark, mit welchen Ländern man sich besonders verbunden fühlt, ihre Neutralitätsrechte verteidigen.

Um die eigene Neutralität aufrecht zu erhalten und, wenn nötig, sie mit allen Mitteln zu verteidigen, dazu ist die überwältigende Mehrheit des Volkes entschlossen. Es will in keine kriegerische Entwicklung hineingezogen werden, es will aber auch nicht durch einseitiges Nachgeben auch nur einen Bruchteil seiner Unabhängigkeit aufgeben. Der zu einer außerordentlichen Sitzung einberufene Reichstag hat den Entschluß des Volkes zur unverbrüchlichen Neutralität bestätigt und auch außerordentliche Mittel für Landesverteidigungszwecke bewilligt. Allerdings gibt es eine kleine Gruppe Anglophiler, die ihr Land gerne an der Seite Englands sehen würden. So schrieb die sozialdemokratische Göteborgzeitung „Ny Tid“: „Wir Schweden müssen uns aus ganzem Herzen den Worten anschließen, die der neue Marineminister, Mister Winston Churchill, im Unterhaus äußerte. Auch wir Neutrale können der Sache der Völkerefreiheit dienen.“ Gemeint war der Ausspruch des famosen Herrn Churchill, daß England zur Ausrottung des Nazi-Systems in den Krieg zieht. Aber gerade dieses Kriegsziel aufzustellen, wird von den einseitigen englandfreundlichen Kreisen Schwedens als ein sehr unglücklicher Mißgriff bezeichnet. Abgesehen schergen die Schweden selbst über die Anglomanie der Gotenburger: „Wenn es in

London regnet, zieht man in Gotenburg die Galoschen an“, pflegt man in Stockholm zu sagen. Außerdem ist Gotenburg die Judenstadt Schwedens.

Der von England eröffnete totale Blockadefrieg dient nun auch nicht recht dazu, die Sympathien für die englische Kriegführung zu erhöhen. Schweden wird dadurch schwer getroffen. Wenn es auch, wie gesagt, sein Existenzminimum an lebensnotwendigen Waren nahezu aus eigenem decken kann, so ist die hochentwickelte Industrie des Landes doch zum größten Teil auf die Ausfuhr angewiesen, und der schwedische Außenhandel spielt sich so gut wie ganz zur See ab. Indessen sind die schwedischen Seeleute von gutem Schrot und Korn und haben erklärt, daß sie sich durch keine Gefahren abschrecken lassen, um die schwedische Flagge auf den Weltmeeren zu behaupten. Und wie es scheint, ist Schweden gewillt, seine Schifffahrt mit allen Mitteln zu schützen. Hierbei wie überhaupt bei der Wahrung der Rechte der Neutralen schließen sich die Oststaaten - die skandinavischen Länder, Holland und Belgien - näher zusammen, denen sich auch die Schweiz zugesellt.

England hat bekanntlich den Kohlenexport nach den skandinavischen Ländern gesperrt, eine ausgesprochen unfreundliche Maßnahme, da die skandinavischen Länder so gut wie keine Kohlenlager besitzen. Durch weitgehende Ausnützung der Wasserkräfte und Elektrifizierung des Verkehrs und der Wirtschaft ist Schweden zwar in mancher Hinsicht bessergestellt als im Weltkrieg, die Kohlenfrage ist aber immer noch sehr wichtig. Der schwedisch-deutsche Handel braucht allerdings durch den englischen Piratenkrieg gar keinen Abbruch zu erleiden, da die Ostsee für die englischen Piratenschiffe gesperrt ist. Der deutsch-russische Pakt hat bei den Einsichtigen und Sachverständigen einen Seufzer der Erleichterung ausgelöst, da hierdurch die Ostsee, diese für Schweden lebenswichtige Verkehrsader, völlig befriedet ist. Auch in dieser Hinsicht ist die handelspolitische Lage Schwedens günstiger als im Weltkrieg. Dazu kommt noch, daß heute durch die Achse Rom-Berlin die Ostsee mit dem Mittelmeer und dem Orient verbunden bleibt, eine Verbindung, deren Leistungsfähigkeit durch das immer mehr ausgebaute mitteleuropäische Verkehrsnetz (Autobahnen, Wasserstraßen, Verbindungskanäle) wesentlich gesteigert wird. Die Tatsache, daß nunmehr das europäische Flußsystem von der Memel über die Weichsel, Oder, Elbe bis zum Rhein und die Donau in einer, in deutscher Hand ist und zielstrebig ausgebaut werden kann, diese enorm wichtige Tatsache für die künftige Verkehrsentwicklung Ostsee-Schwarzes Meer und Mittelmeer, wird auch

Ruine des Herrenschloßes Ogradzieniec nördlich von Krakau, für die deutsche Kaufmannsfamilie der Boner erbaut



Aufn.: Volk und Reich Verlag

in Schweden bald in seiner ganzen Tragweite erkannt werden. Es ist unzweifelhaft, daß hierdurch die dominierende Stellung der englischen Pirateninsel im Nord-Südverkehr wesentlich erschüttert wird. Der deutsch-schwedische Ostseeverkehr wird dagegen eine steigende Entwicklung aufweisen, insbesondere Stettin und Danzig werden an Bedeutung gewinnen.

So nimmt sich die Zukunft Schwedens auch bei längeren kriegerischen Verwicklungen freundlicher aus als vor 25 Jahren, wo seine Neutralität von Seiten Englands den schwersten Bedrohungen ausgesetzt war. Es ist von Interesse, daran zu erinnern, wie England im Weltkrieg mit den Neutralen, insbesondere mit Schweden umsprang. Ich zitiere ein bekanntes schwedisches Geschichtswerk, Carl Grimberg „Svenska folkets underbara öden“, IX. Bd. Dort heißt es u. a.:

„In England häuften sich Massen von Waren an, die für Schweden und andere Länder bestimmt waren, und infolge der rekordartigen Langsamkeit, mit der die englischen Gerichte arbeiteten, trat bald Mangel an Magazinen ein, und große Mengen von Eigentum, das anderen Leuten gehörte, lagen da und verkamen und verfaulten. Schließlich griff die englische Admiralität zu der Maßnahme des Zwangsverkaufes, um die Waren loszuwerden; da aber bei den Auktionen keine freie Preisbildung gestattet war, wurden die Waren oft zu einem Ramschpreis verschleudert. Im Sommer 1915 war in englischen Hafenstädten für 16 Millionen Kronen Baumwolle, die schwedischen Baumwollspinnereien gehörte, aufgestapelt, während die Vorräte unserer heimischen Spinnereien so gut wie geleert waren. Da beschloß der schwedische Baumwollspinnereiverein einen Prozeß gegen die englische Regierung zu führen, um zu seinem Recht zu kommen. Und es glückte wirklich. Aber zu Ende des Jahres 1916 war der Wert der kriegsversicherten Waren, die England zurückhielt, bereits auf 60 Millionen Kronen gestiegen. In Deutschland wurden zur selben Zeit kriegsversicherte Waren im Wert von 1 Million festgehalten.“

„Schließlich verbot die englische Regierung im Herbst 1916 so gut wie jeden Export nach Schweden, es sei denn, daß die Importeure eine verbindliche Erklärung abgaben, daß weder die Ware noch ein Produkt daraus aus Schweden exportiert werden darf.“

Auch der Warenaustausch zwischen den drei nordischen Ländern kam in Abhängigkeit von Gnade und Ungnade der Großmächte, so unglaublich das erscheinen mag. Norwegen z. B. wagte keinen Hering nach Schweden zu verkaufen ohne Bewilligung Englands, denn sonst riskierte es gefährliche Repressalien bei dem Warenaustausch mit der meerbeherrschenden Großmacht. Und wenn England Schweden eine gewisse Menge norwegischen Herings zu kaufen gestattete, geschah dies nur gegen die Verpflichtung von schwedischer Seite, daß die Ware nicht den Zentralmächten zugute kommen dürfe.“

„Auch über die Bestimmungen der Weltpostkonvention bezüglich der Respektierung des Briefgeheimnisses setzten sich die Großmächte hinweg. In England wurde die schwedische Post von und nach den USA, geöffnet und zensuriert, und auf dieselbe Weise wurde die Post von Argentinien und Portugal nach Schweden in Frankreich behandelt. In beiden Fällen kam es vor, daß die eingeschriebenen Sendungen bei dem Brieföffner liegen blieben. Die schwedischen Proteste wurden mit dem Hinweis auf den Kriegszustand zurückgewiesen. Die Deutschen gestatteten sich ebenfalls, unsere Post zu zensurieren, dort führten aber unsere Proteste zum Erfolg.“

Grimberg erinnert uns auch daran, wie hinterhältig und ehrlos der englische „Gentleman“ Krieg führt, da die „englische Admiralität die Handelsflotte des eigenen Landes aufforderte, im Falle, daß Gefahr von deutschen Kriegsschiffen droht, statt der englischen irgend eine neutrale Flagge zu zeigen!“ Bezüglich der Vergewaltigung der neutralen Schifffahrt erzählt Grimberg, daß „die Engländer verlangten, daß eine gewisse Menge schwedischer Tonnage eine bestimmte Zeit für englische Rechnung Frachtfahrten machen mußte, abgesehen von jener Tonnage, die sich England durch ‚Requisitionen‘ schwedischer Schiffe in englischen Häfen verschafft hatte, Schiffe, die ohne weiteres für englische Rechnung in Verkehr gesetzt wurden.“

Tatsächlich geriet Schweden durch die englischen Blockademaßnahmen in eine Hungersnot.

So sieht der Respekt Englands vor der Freiheit und den Lebensrechten der kleinen Nationen aus. Davon wissen gerade die skandinavischen Völker ein Lied zu singen. H. P.

## Schwedische Urteile über England

England als der Hort von Frieden, Freiheit und Kultur, England als Beschützer der kleinen Nationen und ihrer Rechte -, so ungefähr wandelt es nach wie vor durch die Spalten der tonangebenden Presse Schwedens. Alles Englische steht bei dem schwedischen Journalismus hoch im Kurs, findet ungeteilte Bewunderung. Die Anglomanie hat im heutigen Schweden ungefähr denselben Grad erreicht wie einstmals im kaiserlichen Deutschland.

Indessen gibt es auch in Schweden Einsichtige, die das wahre Wesen Englands durchschauen oder zum mindesten englische Schandtaten als das bezeichnen, was sie sind.

Die schwedische Dichterin Annie Alkerhjelmschrieb anfangs 1938 ein Buch: *Odets man. Några tankar om Hitler och hans folk.* (Der Mann des Schicksals. Einige Gedanken über Hitler und sein Volk.) Dort sagt sie:

„Während die ‚demokratischen Staaten‘ alle Kriegsgefahr von den Diktaturstaaten ausgehen sehen, so ist es mindestens ebenso klar, daß die wesentliche Gefahr in den überseeischen Besitzungen Englands liegt, die es zwingen, überall seine Verbindungslinien zu schützen. Gebt nur acht: wo immer nur eine Situation brenzlich wird, sind es diese ewigen Verbindungslinien, die sie zur Gefahr eines Weltbrandes komplizieren. Würde das Imperium aufgelöst und verlöre England seine Kolonien, vor allem Indien, dann würde sich eine angenehme Ruhe über die Welt senken.“

Das Pharisäertum der Engländer, besonders des Herrn Churchill, findet in „*Aftonbladet*“, Stockholm, folgende sarkastische Charakteristik:

„Am nettesten wird Churchill, wenn er von ‚Frieden‘ und ‚friedlichen Nationen‘ spricht. Man hat ein Gefühl, daß er jedes Mal, wenn dieses Wort aus seinem Mund oder aus seiner Feder kommt, intensiv den Genuß spürt, daß er der Mann ist, der die Welt überlistet, der Mann, der im Namen des Friedens sich genügend populär für die Führerschaft in dem Großen Krieg machen will. Damit ist nicht gesagt, daß er etwas getan hat in bewusster Absicht, ihn zu arrangieren. Er ist nur überzeugt, daß er kommen wird, weil er darauf als die große Chance seines Lebens zu der glänzendsten aller Ehren hofft, der Ehre des siegreichen Feldherrn und Koalitionsführers.“

Hitler spielt für Churchill ungefähr dieselbe Rolle wie Ludwig XIV. für seinen Ahnvater und Vorbild, Marlborough, er spielt die Rolle des großen Feindes, den eine freundliche göttliche Vorsehung in die Welt gestellt hat, damit sie ein großes Objekt zum Besiegen bekommen. Marlborough konnte den Anspruch machen, zugleich Englands größter Feldherr, größter Diplomat und größter Schurke zu sein. Winston Churchill ist in keiner Hinsicht ein Konkurrent.“

Der Dichter K. G. Ossian-Nilsson charakterisiert den Engländer in folgendem Vierzeiler:

„Du är välfödd och frodig och fet, John Bull,  
som man säger av andras svält,  
Och du låter din hjord gå i bet, John Bull,  
bra ofta i grannens fält.“

Das heißt in einfacher Übersetzung:

„Dickbäuchig, rund und fett bist du, John Bull,  
wie man sagt, genährt von dem Hunger der andern,  
und du läßt deine Herde, John Bull,  
gar oft auf der Weide des Nachbarn wandern.“

H. P.

## Bauernsterben in Schweden?

Das schicksalsschwerste Problem, mit dem Schweden heute fertig werden muß, ist das Verhältnis Stadt und Land. Der Schwede ist im Grunde genommen kein Stadtmensch, er hat sogar eine geschichtlich erwiesene Abneigung gegen das Zusammenleben in städtischen Massenanhäufungen. Und nicht mit Unrecht erklärt ein schwedischer Schriftsteller: „Wir Schweden begrüßen die Ankunft des Frühlings mit tief religiösem Gefühl und Pathos.“ Das heißt, das

Leben in der freien Natur ist dem Schweden Lebensbedürfnis. Um so auffallender ist die Entvölkerung des Landes, die Flucht in die Städte, die in den letzten Jahren reißend um sich greift.

Die äußeren Ursachen hierzu sind die Konkurrenz der Industrie, insbesondere saugt dank der herrschenden Konjunktur die Ausfuhrindustrie alle verfügbaren Lohnarbeiter an sich, deren Lebensbedingungen viel günstiger sind als die des kleinen selbständigen Landwirtes. Wohl war die schwedische Wirtschaftspolitik immerhin so klug gewesen, daß sie, obgleich den liberalistischen Wirtschaftsgrundsätzen huldigend, die Arbeit des Bauern nie dem „freien Treiben“ der Weltmarktspekulation und damit dem Untergang preisgegeben hätte. So stark wirkt noch die traditionelle Vorstellung von der Landwirtschaft als der Lebensgrundlage des Volkes nach. Durch ein System der gebundenen Preise für landwirtschaftliche Produkte suchte man den Bauernstand vor einem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu schützen; das gelang wohl, allein der Ertrag, der der Arbeit des Bauern damit gewährleistet ist, ist so gering, daß dagegen das Leben eines Fabrikarbeiters heute viel verlockender erscheint.

In erster Linie wandern die Lohnarbeiter ab, so daß der Landwirt nicht die erforderlichen Kräfte zur Bewältigung der notwendigsten Arbeiten beschaffen kann. Dieser Notzustand herrscht nicht nur zur Entzeit, sondern die Kräfte reichen auch nicht mehr zur Bewältigung der sozusagen laufenden Arbeiten aus. Das bewirkt, daß die Arbeitslast der Hausangehörigen, insbesondere der Landhausfrauen noch mehr wächst, was weiter zur Folge hat, daß die Alten ihre Söhne und Töchter erst recht nicht mehr halten können, die nun den leichteren und bequemeren Verdienst in Fabrik und Kontor der harten Bauernarbeit, die noch dazu aussichtslos erscheint, vorziehen. Schließlich können wir das Paradoxon erleben, daß in den Zeiten selten gesehenen Wirtschaftsaufschwunges und wachsenden Wohlstandes, Bauernhöfe veröden, die einfach von ihren Besitzern verlassen wurden. Der Wald nimmt wieder Besitz von dem Acker- und Weideboden, den die Vorfäter im Schweiß ihres Angesichts urbar gemacht haben; Vieh muß notgeschlachtet werden, weil die Hände fehlen, es zu warten. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man von einem Bauernsterben spricht.

Obwohl gewisse Maßnahmen gegen die Landflucht ergriffen werden, wird von den tonangebenden Kreisen Schwedens der Ernst dieses Problems im Grunde genommen nicht anerkannt. Wohl trägt die Sozialdemokratische Partei als regierende Partei in erster Reihe hierfür die Verantwortung, es wäre aber falsch, bei ihr die Alleinschuld zu suchen. Vielmehr vertreten die anderen in der sogenannten Opposition befindlichen parlamentarischen Parteien grundsätzlich dieselbe Auffassung, nämlich die des Liberalismus, daß es sich um eine „natürliche“ Entwicklung handle, die durch den industriellen Fortschritt bedingt sei. Man könne den Übergang mildern, aufhalten könne man die Entwicklung jedoch nicht. Denn die Partei der „Konservativen“, die aus bestimmten Gründen die Politik der Sozialdemokraten äußerlich am schärfsten zu bekämpfen scheint, stimmt nämlich mit ihren Gegnern ganz darin überein, daß Industrialisierung und damit im Zusammenhang entstehendes Städtewesen, nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern auch ein kultureller Fortschritt sei. Auch die Partei der Konservativen ist „liberal“ bis auf die Knochen. Aberdies hat diese Partei selbst sehr viel Schuld an dem immer unhaltbarer werdenden Verhältnissen auf dem Lande. In dem Bestreben, die Industrielöhne niedrig zu halten - das liegt im Wesen dieser Interessenvertreterin des Industrie- und Finanzkapitals - drang sie auf niedrige Lebensmittelpreise, was auf Kosten des Bauernstandes ging. Dies war auch zum Teil die Ursache der starken Wahlverluste dieser Partei in den letzten Jahren, die früher viel Bauernstimmen auf sich gesammelt hatte. Nunmehr begannen sich die Landwirte - insbesondere die kleinen - mehr dem Bauernbund - oder gleich der Sozialdemokratischen Partei zuzuwenden, da ja der Bauernbund in seinem Reformstreben von der Gnade der Sozialdemokraten als dem übermächtigen Regierungspartner abhängig ist. Dazu hat die Partei der oberen Zehntausend wenig Verständnis für die berechtigten Forderungen der Landarbeiter und auch der Kleinbauern nach besseren Lebensbedingungen.

Dies alles bewirkte, daß heute in Schweden zwischen Stadt und Land ein auffallender und ungesunder Unterschied der Lebensbedingungen besteht. Die Stadt bietet alles, wodurch die moderne Technik dem Menschen die Arbeit in Haushalt, Fabrik und Büro erleichtert,

in technischer und hygienischer Hinsicht sind die städtischen Wohnungen, die allerdings klein und teuer sind, luxuriös eingerichtet. Demgegenüber ist das Land bedeutend zurückgeblieben. Dort kann man teilweise den trostlosesten Wohnverhältnissen begegnen, die man in einem Lande, das heute wirklich zu den wohlhabendsten gehört, nicht vermuten würde. Allerdings verfehlt man den ärgsten Mangel abzuwehren, jedoch mehr oder weniger nur mit halber Kraft. Denn auch die schwedische Sozialdemokratie ist in der Klassenideologie befangen, auch wenn sie sich heute eine „Volks“partei nennt. Sie sieht denn das völkische Leben vom Fabrikfenster aus und nicht von der Bauernstube, sie fürchtet nicht eine Verstärkung des schwedischen Volkes, sondern fördert sie im Gegenteil. Damit wächst auch die Masse der Industriearbeiter, damit die mächtige Gewerkschaft und damit stabilisiert sich die Herrschaftstellung der Partei. In eine durchgreifende Umkehr wird daher nicht gedacht; ein bäuerliches Erbrecht, das die Stellung des Bauern festigen sollte und stark an das deutsche Erbhofgesetz erinnerte, wurde folgerichtig auch abgelehnt, indessen nicht bloß von den regierenden, sondern auch von den Oppositionsparteien. Solche „Zwangsmassnahmen“, wie sie dies Erbhofgesetz bedingte, seien unvereinbar mit den Grundsätzen des Liberalismus von der „persönlichen Freiheit“.

Ebenso starker Ablehnung begegnete der Vorschlag auf Einführung eines Arbeitsdienstes, der die schlimmste Not der Landwirtschaft an Arbeitskräften beheben sollte. Diese Ablehnung ist noch bezeichnender, da auch in herrschenden Kreisen ausdrücklich hervorgehoben wurde, daß ohne eine Art Arbeitsdienst gewisse Probleme des modernen Arbeitslebens auch in einem „demokratisch“ regierten Staat nicht gelöst und die europäische Kultur nicht aufrechterhalten werden kann. Trotzdem will man keine gesetzlichen Maßnahmen ergreifen! Unterdessen hat sich eine freiwillige Organisation gebildet, die von einer nationalgesinnten Frau, Nora Torulf, ins Leben gerufen wurde. Hierbei hat sich gezeigt, daß die schwedischen Stadtmädchen - es handelt sich, wie zu erkennen ist, um einen weiblichen Arbeitsdienst, der aber nicht diesen Namen trägt, sondern „Samhälstjänst“, am besten mit „Sozialer Dienst“ zu übersetzen - sehr gerne Landarbeit übernehmen und sich hierbei auch sehr gut bewährt. Am liebsten sind sie draußen im Feld tätig und in der Kinderpflege, rein hauswirtschafterische „Schwerarbeiten“ wie Aufwaschen u. dgl. lieben die Schwedinnen auch auf dem Lande nicht. Eine Sonderheit ist die Verwendung der Mädchen als Pferdewärterinnen. In Schweden gibt es bekanntlich eine eigene Frauenorganisation Landformslottorna, kurz Lottorna genannt, sowie den „Roten Stern“, letztere eine Entsprechung des Roten Kreuzes. Dies sind Organisationen, die Mädchen in der Pferdewartung ausbilden, damit sie im Mobilisierungsfall als Pferdewärterinnen einrücken. Sie verpflichten sich, einem Mobilisierungsauftrag der Organisation Folge zu leisten. Sie werden auch fählich bei den Manövern des schwedischen Heeres eingesetzt. Die Landformslottorna versehen einen umfangreichen Dienst, indem sie überhaupt in der Etappe, insbesondere im Verpflegungsdienst, in der Küche usw. eingesetzt werden. Es sind also keine Amazonen, wie man es im Ausland mißverständlich von den Lottorna öfters angenommen hat.

Der Landarbeitsdienst ist also den Schwedinnen an sich nichts Neues. Dazu kommt noch, daß die Wartung des Viehs bei den schwedischen Bauern seit jeher nicht Sache der Männer, sondern der Frauen war. Es ist auch in erster Linie die Frau, die Entlastung braucht; bei der Struktur der schwedischen Landwirtschaft spielt die Viehzucht eine vortretende Rolle. Anfänglich waren naturgemäß die Bauern und ihre Frauen gegenüber den „Stadtfräuleins“ recht mißtrauisch, sie lernten sie aber bald als vollwertige Arbeitskräfte schätzen und ließen sie nur ungern von dannen ziehen. Teils sind es nämlich Mädchen, die im Beruf stehen, teils obliegen sie ihren Studien, es sind also keineswegs Müßiggängerinnen, die einen Zeitvertreib suchen, sondern ernstlich zu helfen trachten. Der Zweck dieses freiwilligen Arbeitsdienstes ist es, den kleinen Landwirten die Weiterexistenz zu ermöglichen. Eine andere Frage ist es, ob auf dem Wege des freiwilligen Arbeitsdienstes das Ziel, die Erhaltung des Bauernstandes ohne andere Maßnahmen erreicht werden kann. Jedenfalls ist die Arbeit beispielgebend und kann durch die Erfolge in kleinem Rahmen zu großzügigeren Maßnahmen seitens des Staates anfeuern.

Dr. H. Patzelt.

## Kurz berichtet

In Schweden und den anderen skandinavischen Ländern ist man einigermaßen unzufrieden mit der Behandlung der Post in England, die dort mehrere Tage, oft zehn Tage zurückgehalten wird, zu Zensurzwecken, wie man annimmt. Das englische Informations- und Lügenministerium verneint natürlich irgendwelche Zensurmaßnahmen. Die Berichterstatter der skandinavischen Blätter aus London übten auch scharfe Kritik an dem Informationsdienst und der Zensurierung ihrer Berichte durch die englischen Behörden. Die neutralen Berichterstatter drohten sogar abzureisen, wenn da keine Besserung eintritt. Hierbei wiesen sie daraufhin, daß in dem autoritären Deutschland die fremden Berichterstatter ohne jede Einschränkung arbeiten können. Diese Urteile sind um so gewichtiger, da die Schwedischen Presseberichterstatter die loyalste Einstellung gegenüber der britischen Regierung und britischen Einrichtungen besitzen.

\*

Um die Bevölkerung in breitem Maße über Luftschutz zu unterrichten, haben die Volksbildungsorganisationen, insbesondere auch die (sozialdemokratischen) Arbeiterbildungsvereine Aufrufe an ihre Studiengruppen erlassen, daß sie unter ihre Unterrichtsgegenstände den zivilen Luftschutz aufnehmen sollen. In Schweden gibt es rund 10 000 solcher Studiengruppen mit insgesamt mehreren hunderttausend Mitgliedern. Dadurch sollen die Behörden in ihrem Streben unterstützt werden, die Bevölkerung für den Schutz von Leben und Eigentum bei Luftangriffen zu schulen. Im großen und ganzen hat sich die Bevölkerung für diese Fragen verhältnismäßig wenig interessiert gezeigt. Die von Zeit zu Zeit im Zusammenhang mit außenpolitischen Ereignissen aufflammende Aufmerksamkeit ist immer wieder bald erloschen. Während es an Material zur Abwehr von Luftangriffen nicht mangelt - Schweden besitzt ganz ausgezeichnete Flaak-Geschütze -, fehlt es an Mannschaft im aktiven sowie passiven Luftschutz.

\*

Ein kürzlich erschienenenes Buch über die Entwicklung des schwedischen Films bringt in Erinnerung, daß die schwedische Filmproduktion in den Jahren 1915-1922 eine Blütezeit erreicht hatte, deren führende Kraft der heute noch tätige Schauspielkünstler

und Spielleiter Viktor Sjöström war. Die bekanntesten Stummfilme Sjöströms, denen der schwedische Film seinen damaligen Weltruhm verdankte, sind der „Fuhrmann des Todes“, „Die Ingmarsöhne“ und „Terje Vigen“. Sjöström wußte die Wirkung seiner Filme auch durch technische Fortschritte zu erhöhen, so führte er u. a. das Wechselbildverfahren und die bewegliche Kamera ein.

Die schwedische Filmproduktion unter Sjöström vermochte einen eigenen künstlerischen Stil zu entwickeln, was nur wenigen Ländern gelungen war. In jener Zeit war die schwedische Filmkunst von grundlegendem Einfluß in vielen führenden Erzeugungsländern Europas.

Sjöström ging später nach Hollywood, ohne aber dort den schwedischen Stil zum Durchbruch zu bringen. Mit dem Tonfilm verlor die schwedische Filmproduktion ihre führende Rolle nicht nur im Ausland, sondern auch in der Heimat. Heute wird der schwedische Filmmarkt von der marktschreierischen, oberflächlichen Hollywoodindustrie beherrscht. Der eigene Film nimmt eine untergeordnete Stellung ein. In den letzten Jahren sind allerdings gewisse Anstrengungen zu beobachten, der schwedischen Produktion wieder einen höheren Rang zu verschaffen. - Auf dem Gebiet des Kultur- und Lehrfilms dagegen steht Schweden mit in vorderster Reihe, hier findet auch ein reger Austausch zwischen Deutschland und Schweden statt.

\*

Die letzten Wochen brachten in Stockholm ein starkes Ansteigen der Eheschließungen. Diese steigende Tendenz konnte man schon das ganze Jahr hindurch beobachten, in den letzten Wochen seit Ausbruch des Krieges war sie aber besonders auffällig. Stockholm kann zum erstenmal auch wieder einen Geburtenüberschuß aufweisen. In den letzten zehn Jahren glichen sich Geburten und Todesfälle aus. Durch fünf Jahre starben mehr Menschen als geboren wurden. In den ersten 36 Wochen dieses Jahres verschieden in Stockholm 4134 Personen, geboren wurden 5130 Menschen, das entspricht einem Geburtenüberschuß von 13 per Tausend für das ganze Jahr gegen 12,7 des vorigen Jahres, während in den übrigen Jahren des letzten Jahrzehnts die Durchschnittsziffer 11,2 war. - Das Steigen der Geburtenzahl scheint aber nicht auf Erhöhung der Kinderzahl per Ehe zurückzuführen sein, sondern auf die größere Eheschließung. Ein grundsätzlicher Umschwung zugunsten der Geburtenfreudigkeit ist vor der Hand leider noch nicht festzustellen.

# Kulturleben in Pommern

## Kulturpolitik - ein Mittel im Kampf

Erst in einem Kriege kann ein Volk seine ganze Kraft unter Beweis stellen: Unser Volk ist heute gezwungen, dies zu tun. Der Umfang dieser Kraft ist nicht in Worten und nicht in Zahlen anzugeben und zu bestimmen; er ist nicht meßbar, so wie die Kraft des Volkes nicht zu begrenzen ist auf dieses und jenes Gebiet. Diese Kraft ist vielmehr unbegrenzt, sie ist überall vorhanden und überall spürbar - und nicht zuletzt muß sie in den seelischen Bezirken „da“ sein.

Ein Volk, das in einem Kriege etwa auf die kulturellen Dinge verzichtet, schwächt sich selbst. Freilich: wenn es keine eigentliche und wesentliche Kultur besitzt, dann wird es auch in der entscheidenden Zeit des Waffenganges kulturlos sein und bleiben. Das deutsche Volk aber wird gerade jetzt der Welt beweisen, daß es das höchste Kulturvolk der Welt ist. Wir haben das „Entartete“ über Bord geworfen und haben dafür das „Geartete“ mit allen Mitteln, die verfügbar waren, gepflegt. Wir nannten und wir nennen das: Kulturpolitik. Die Früchte dieser Politik der Kultur ernten wir jetzt. Unsere Kultur ist volksverbunden (eine nicht volksverbundene „Kultur“ ist ja auch schon ein Widerspruch in sich selbst) - und aus ihr können wir in diesen entscheidenden Tagen dem Volk

Kräfte zuführen, die ungeheuer wichtig sind. Die Kulturpolitik ist ein Mittel im Kampf um Deutschlands Zukunft und hat als solches zur Zeit allein Geltung; als Kampfmittel aber wird es jetzt voll eingesetzt.

Mit dem „Kulturleben in Pommern“ haben wir uns an dieser Stelle regelmäßig beschäftigt, haben auf diese und jene Einzelheit hingewiesen und versucht, daraus ein Gesamtbild des pommerschen Kulturlebens zu gewinnen, das zu seinem Teil dazu berufen ist, den Ausdruck des deutschen Kulturlebens mitzubestimmen. Wir sind heute stolz darauf, feststellen zu können, daß Pommerns Kulturwille sich in den Stunden der Entscheidung, den Tagen und Wochen des Krieges bewährt hat. Allüberall regen sich die schöpferischen Kräfte und werden zu Kraftspendern für die Kampfgemeinschaft, die in der Heimat steht und Rückhalt sein soll für die Soldaten der Front.

Wir freuen uns, wenn wir zum Beispiel lesen können, daß das Schneidemühlener Theater den „Wilhelm Tell“ in Posen aufführt und somit unseren Kulturwillen stärkstens nach außen beweist. Wir stellen auch mit Genugtuung fest, daß die „Pommersche Landesbühne“ allen Schwierigkeiten zum Trotz dennoch

wieder „auf die Dörfer geht“ und ihren Kampf für echte Kultur weiterführt. Im gesamten Gaugebiet ist es dabei geblieben: das kulturelle Leben geht weiter, denn es ist ja ein Bestandteil unseres Lebens überhaupt und somit auch „lebenswichtig“.

Das Theater der Gauhauptstadt hat mit einer feierlichen „Lohengrin“-Aufführung seine Pforten eröffnet. Wir sehen heute in dem Gralsritter Lohengrin eine der frühesten, zwar noch nicht in sich selbst geklärten, aber in den Andeutungen doch unleugbar vorhandenen Verkörperung des deutschen Reichsgedankens. Auch Richard Wagner ist dieser Bedeutung der Lohengrinsage - vielleicht nur unbewußt - durch sein Werk nahegekommen; er ist auch mit dieser Oper, die er eine „romantische“ genannt hat, ein „Erzeuger des Kunstwerkes der Zukunft“ gewesen. Die Oper italienischer Prägung als einer Verkörperung reinsten Musikalität wurde uns mit einer Neuinszenierung von Puccinis „Madame Butterfly“ geschenkt, wohlgelungen besonders durch eine große Leistung der Trägerin der Titelrolle. Leicht und anmutig, heiter bis weit in das Komische hinein gesteigert: So erlebten wir die unsterbliche Operette „Die Fledermaus“. - Das Schauspiel führte sich mit einer Aufführung der „Emilia Galotti“ ein, die von Dr. Adolf Nott vom Wiener Burgtheater sehr eindrucksvoll in Szene gesetzt wurde. Die Abende mit „Wilhelm Tell“ wurden zu hochgestimmten Feierstunden einer kämpfenden Volksgemeinschaft.

Ein großes Konzertprogramm hat in diesem Winter wieder „R d S.“ in Stettin vorgelegt. Nach einer unterhaltsamen Einführungsveranstaltung stieg der erste große Abend mit Helge Roswaenge, der einen bis auf den letzten Platz besetzten Saal und darin eine beifallsfreudige Gemeinschaft dankbarer Hörer vorfand. Es kann schon jetzt festgestellt werden, daß diese R d S.-Arbeit in Stettin wieder von vollem Erfolg gekrönt sein wird: Erfolg für R d S. auf der einen Seite, für die Stadt Stettin als kultivierte Pflegestätte der Musik und des Gesanges auf der andern.

Auch das Kulturinstitut der Stadt Stettin hat mit großen Plänen seine diesjährige Arbeit aufgenommen. In zehn Studiengemeinschaften werden Probleme unserer Zeit und der deutschen Vergangenheit erörtert, viele Sondervorträge werden zahlreichen Volksgenossen geistiges Rüstzeug vermitteln. Sehr großzügig ist auch das Programm der Sprachvereinigungen, das Kurse in Italienisch, Spanisch, Russisch, Polnisch, Schwedisch, Finnisch, Französisch und Englisch vorsieht.

So ist das Tor für alle Volksgenossen geöffnet, das zum Erlebnis der Kunst und zur Erweiterung des Wissens führt. Mögen alle, die an dem kulturellen Leben teilnehmen, daraus neue Kraft für den Kampf gewinnen!

Dr. E. Klauf.

---

# UNSER REICH

Es drängen Völker sich in engen Zonen,  
Es breiten Völker sich in wettem Raum.  
Die zukunftsstark wir in der Mitte wohnen,  
Wir wollen Gott mit hohen Taten lohnen  
Den Platz für unsres Volkes Baum.

Uns fängt kein Priester mehr mit Jenseitsträumen,  
kein Hund besiegt uns mehr mit Gold und Geld.  
Wir werden keinem Feind das Schlachtfeld räumen  
und werden nicht den Schicksalstag versäumen  
des Reiches, das von dieser Welt.

Sei's drum, daß sie uns Ruhestörer schelten, -  
was kümmert uns der fremden Weider Rat!  
Wir streben nicht nach fernen Himmelswelten, -  
vor unsern Erben wollen wir einst gelten  
als ihres stolzen Reiches Saat!

KARL HASSE-BERDA

## Gau Pommern sieht den Krieg im Osten

In diesen Tagen läuft im Gau Pommern durch Vermittlung der Gaufilmstelle neben dem normalen Spielfilm die aktuelle Wochenschau, die, der Bedeutung des Ereignisses vom Blitzkrieg im Osten entsprechend, als Gemeinschaftsarbeit sämtlicher deutscher Wochenschauen hergestellt wurde.

Der Zuschauer wird also selbst Zeuge des machtvollen Geschehens, an dem unsere pommerschen Regimenter in hohem Maße mitgewirkt haben und das in der Kriegsgeschichte aller Zeiten einzigartig dasteht. Und wie in den großen und mittleren Städten der Besuch gerade dieser Programme besonders stark gewesen ist, so stellt auch das Interesse der Landbevölkerung an den Wochenschauen vom Polenfeldzug alles bisher Dagewesene in den Schatten. Wir sind dem Einsatz unserer Kreisleitungen im Gau verpflichtet: ist es doch zu einem wesentlichen Teil ihr Verdienst, daß die Aufführungen auch in den kleinsten kinolosen Orten des Gaugbietes stattfinden konnten.

Daß das überhaupt möglich wurde, danken wir der umsichtigen Arbeit unserer Gaufilmstelle, die wie zahlreiche andere Betriebe, durch Mobilisation und Kriegsausbruch eingangs schwere Störungen in ihrem Betriebe erlitt. Während beispielsweise im Friedensmonat August noch 30 Apparaturen und Wagen verfügbar waren, mußten im September 14 Apparaturen aus dem Verfügungsbereich der Gaufilmstelle herausgezogen werden, und auch das Stammpersonal an Fahrern und Vorführern verminderte sich um fast genau 50 vom Hundert.

Trotz solcher Schwierigkeiten ist es gelungen, die Arbeit weiter vorwärts zu tragen. Bereits Anfang Oktober standen wieder 21 Apparaturen zur Verfügung, und auch das Vorführungspersonal war um 16 Mann ergänzt worden, dank der Schnellkurse, die die Gaufilmstelle zur Heranbildung neuer Ersatzvorführer eingerichtet hat.

Da im ganzen Reiche wohl eine ähnliche Lage anzunehmen ist, hat die Reichsfilmkammer, die Pommern mit ihrer Außenstelle Berlin-Ostdeutschland betreut, zur Behebung des Vorführermangels ebenfalls Kurse für Lichtspielvorführer eingerichtet, in denen bei vierwöchiger Dauer in der Fachschule für Filmtheaterbesitzer folgende Fächer gelehrt und geprüft werden: Elektrotechnik, Optik und Lichttechnik, der Bildstreifen und seine Behandlung, polizeiliche Sicherheitsvorschriften, Lichtspielgesetz. Die in Berlin geprüften Kurssteilnehmer erhalten den Vorführerschein, der sie zur Arbeit in jedem deutschen Lichtspieltheater berechtigt. Zwei Lehrgänge mit je 30 Teilnehmern sind bereits erfolgreich abgeschlossen worden, ein dritter wird gerade vorbereitet. Die Ausbildung dieser Vorführer überschneidet sich jedoch nicht mit der durch Erlass vom 15. September 1939 für einzelne Bezirke, darunter auch Pommern, genehmigten Ausbildung von Ersatzvorführern für die Gaufilmstellen.

Die Tätigkeit der Gaufilmstelle, die ab Mitte November wieder mit 30 Apparaturen aktiv zu werden hofft, erstreckt sich nun aber keineswegs lediglich auf die Betreuung der kinolosen Orte bis weit an die dünnbesiedelten Gaugrenzen; auch die Wehrmacht wird von ihr in Kasernen und Sälen, ja, bei günstigen Witterungs- und sonstigen Verhältnissen auch im Freien mit Filmvorführungen versorgt.

Will man sich ein einigermaßen anschauliches Bild machen von der Kopfzahl, die die Gaufilmstelle mit ihrer Arbeit erfaßt, so genügt es keineswegs zu wissen, daß etwa im Juli dieses Jahres 155 000 und im August 150 000 Menschen ihre Filme sahen - man muß dazu berücksichtigen, daß im Verlaufe eines Jahres eine Besuchermasse erfaßt wird, die der Einwohnerzahl des ganzen Gaues Pommern entspricht. Dabei ist von entscheidender Wichtigkeit die Tatsache, daß die Filme an den weit abgelegenen, kinolosen Orten an der bisherigen Reichsgrenze auch denjenigen Volksgenossen gezeigt werden, die sonst überhaupt nicht Gelegenheit haben würden, einen Film zu sehen und für die das Erscheinen des Tonfilmwagens der Gaufilmstelle wirklich ein einschneidendes Erlebnis bedeutet. Noch dazu, wo es sich, wie gegenwärtig, um das aktuellste Filmmaterial handelt, das wir überhaupt liefern können, die Wochenschau vom östlichen Kriegshauptplatz.

Denn es ist nicht etwa so, daß da weit hinaus alte und abgespielte Filme geliefert werden. Die sogenannte „Erste Folge“ des Programms wird in einer genau festgelegten Auflageziffer zum Einsatz gebracht, so daß das flache Land wirklich aktuell bedient ist;

ein Umstand, der im Zeitalter des auf Stundenaktualität eingestellten Rundfunks natürlich und unerläßlich ist.

Wir wissen ja alle, daß gerade die Wochenschau wenigstens in den Städten dem Film völlig neue Besucherkreise erschlossen und gewonnen hat. Die Statistik einer Septemberwoche beispielsweise weist im Reiche gegenüber der gleichen Zeit im Vorjahre eine Besuchersteigerung von über 15 Prozent, in der Reichshauptstadt von über 21 Prozent auf. Vergleichsstatistiken aus ländlichen Bezirken können im Augenblick noch nicht gezogen werden, da ja zwischen Stadt- und Landbewohnern grundsätzliche Unterschiede bestehen und die Fluktuation, die in der Stadt eine wesentliche Rolle spielt, auf dem Dorfe völlig in Fortfall kommt. Aber ohne Zweifel ist auch hier der Hunger nach Neuigkeiten im Film durch die Rundfunkberichterstattung nicht minder angeregt, und die Erfahrung zeigt, daß die aktuelle Wochenschau der Gaufilmstelle mit besonderer Spannung erwartet und mit lebhaftem Interesse angesehen wird.

Gegenwärtig sind unsere unermüdeten Fahrer und Vorführer nun in sieben-, vierzehn- und dreißigtägigen Rundreisen unterwegs und zeigen die Abschnitte der Wochenschau vom polnischen Kriegsschauplatz. Es ist das erstmal, daß ein ganzer Krieg von Anfang bis zu Ende filmisch erfaßt werden konnte. Zwar kennen wir auch Filmaufnahmen aus dem Weltkrieg 1914-18. Doch blieben das Einzelaufnahmen, die in keiner Weise mit den heutigen verglichen werden können, die in Gemeinschaftsarbeit sämtlicher Wochenschauen und unter der planenden Oberleitung der Reichspropagandaleitung der Partei entstanden sind. Dann beschränkten sich die Weltkriegsaufnahmen vorwiegend auf die Kampfhandlungen auf der Erde, auf die Tätigkeit von Infanterie und Artillerie. Heute bringen die neuen motorisierten Waffen, die Panzer und Panzerabwehrabteilungen völlig neue Momente in die Handlung hinein. Vor allem aber werden die Aufklärungs-, Sturz- und Kampfflüge der Luftwaffe in unvorstellbarer Wirklichkeitstreue aus dem am Kampfe teilnehmenden Flugzeuge heraus erfaßt und festgehalten. Schließlich sind auch die Kämpfe der deutschen Flotteneinheiten in der Ostsee vor der Westerplatte bei Danzig, wo wir den Einsatz des Schulschiffes „Schleswig-Holstein“ an Hand der Leuchtpurmunitionsschüsse unheimlich deutlich verfolgen können, im Filmbild festgehalten.

Doch nicht nur im Filmbild! Denn es ist der Tonfilmkamera möglich, uns auch einen Hörbericht der Kampfvorgänge zu übermitteln. Die Stimme des Schlachtfeldes wird in der Kamera eingefangen und für alle Zukunft jederzeit einsatzbereit aufbewahrt. So wird denn das Erlebnis der Front der Heimat eindringlich vor Auge und Ohr gestellt.

E. E.

## Kurz berichtet

Eine interessante Untersuchung, aus der die engen Beziehungen zwischen Ostpommern und Danzig ersichtlich wurden, führte Dr. H. Weimann in Lauenburg durch. Er stellte aus alten Melde-registern der Stadt Lauenburg aus den Jahren zwischen 1899 und 1909 fest, daß der größte Prozentsatz der in diesen Jahren nach Lauenburg zugezogenen Personen aus Danzig stammte. Es folgte Berlin, erst an dritter Stelle Stettin und dann Elbing.

Die Pommersche Landesbühne geht mit vier Spielgruppen an die Arbeit und zeigt die Lustspiele „Trockenkursus“ von Kurt Vortfeld und „Intermezzo am Abend“ von Möller und Lorenz, dazu Max Halbes „Strom“ und Hansen und Holters Eismeertragödie „Bären“. - Das Stadttheater Stralsund meldet mit dem Datum des 22. Oktober die Aufführung der Operette „Der Rosenwinkel“ von Halvorsen und Stauch, deren „Glückschmiede“ im Vorjahre in Erfurt erfolgreich herauskam. Stralsund hatte auch eben erst einen Tanzabend Harald Kreuzbergs. - Das Stadttheater Greifswald hat mit Goldonis „Diener zweier Herren“, der Operette „Liebe in der Lerchengasse“, dem „Zigeunerbaron“ und dem „Freischütz“ begonnen. - Das Stadttheater Kolberg ging auf seine Wanderschaft nach den umliegenden Städten Köslin, Belgard u. a. und, um auch die Bildenden Künste nicht zu vergessen: das Städtische Museum der Gauhauptstadt Stettin an der Hafenterrasse bereitet eine Ausstellung bedeutender deutscher Aquarelle vor, auf die schon heute und hier empfehlend hingewiesen sei.

## Unter uns!

Die durch die Kriegswirtschaft bedingten Einsparungsmaßnahmen haben auch für unser „Bollwerk“ eine wesentliche Umfangsbeschränkung zur Folge gehabt. Nach reiflicher Überlegung sind Verlag und Schriftleitung deshalb übereingekommen, die vorgesehenen Hefte für Oktober und November in einer Folge zusammenzufassen. Damit war die Möglichkeit gegeben, den unseren Lesern vertrauten Rahmen wenigstens in etwa einzuhalten. Das nächste Heft wird voraussichtlich Mitte Dezember erscheinen können. Wir sind davon überzeugt, daß unsere Lesergemeinde für diese durch höhere Gesichtspunkte bestimmten Maßnahmen Verständnis haben, wie unsere Leser überzeugt sein können, daß die Schriftleitung nichts unterlassen wird, alle etwa auftretenden Schwierigkeiten zu überwinden, um die Aufgaben, die unserer pommerschen Kulturzeitschrift gestellt sind, zu erfüllen.

Der Inhalt des vorliegenden Heftes mußte naturgemäß von den geschichtlichen Ereignissen bestimmt sein, die sich in den vergangenen Wochen abgespielt haben. Von jeher hat es das „Bollwerk“ als seine erste Aufgabe angesehen, die kulturellen Beziehungen zwischen dem deutschen Osten und den übrigen Gauen des Reiches zu festigen, die kulturpolitische Sendung des Ostens nach außen hin hervorzuheben und zum anderen die kulturellen Aufgaben innerhalb dieses Raumes zu fördern. Zu der innigen Beziehung, die wir Pommern als nach dem Osten ausgerichtete Menschen zu den Geschehnissen haben, tritt die starke Anteilnahme, die Pommern als „Land der Soldaten“ an den kriegerischen Ereignissen nimmt. Gibt uns Ulrich Sander in seinem Beitrag zum Zeitgeschehen eine Würdigung vom Soldatischen her, so habe ich versucht, die Dinge vom Politischen aus zu betrachten, freilich konnte es nur ein Versuch bleiben, denn die ganze Größe der Entwicklung, die sich heute angebahnt hat, wird erst zu einem viel späteren Zeitpunkt voll gewürdigt werden können. Die Jugenderinnerungen Karl Friedrich von Klödens sowie die im „Blick in den Osten“ veröffentlichten Beiträge mögen als Beweise für die Tatsache dienen, daß der Osten Blütezeiten immer nur unter deutscher Herrschaft erlebte. Überflüssig zu erwähnen, daß sich die Reihe dieser Beispiele beliebig verlängern ließe.

Aus der Feder Rolf Italiaanders, dem wir unter anderem eine ausgezeichnete Biographie unseres Landsmannes Hans Grade verdanken, bringen wir als kleinen Beitrag eine Würdigung des Dichters Kurt Eggers. Unser Stockholmer Mitarbeiter gibt uns einen ausgezeichneten Überblick auf die Rückwirkung des Krieges auf die skandinavischen Länder, vornehmlich auf Schweden.

Wenn der Bericht über das pommersche Kulturleben diesmal kürzer als sonst ausgefallen ist, so liegt das - es ist notwendig, dies ausdrücklich hervorzuheben - lediglich an der oben dargelegten Notwendigkeit, uns kurz zu fassen, wie an der Tatsache, daß neben dem Hauptschriftleiter zahlreiche unserer ständigen Mitarbeiter unter den Fahnen stehen. Das kulturelle Leben unseres Gaues hat trotz der Kriegszeit keine Einbuße erlitten. Dabei ist jener Gedanke leitend, den Dr. E. Klaas seinem Bericht voranstellt: Die Kulturpolitik ist ein Mittel im Kampf um Deutschlands Zukunft und hat als solches zu allen Zeiten Geltung; als Kampfmittel aber wird es jetzt voll eingesetzt.

Heil Hitler!

Paul Born, stellvert. Hauptschriftleiter.

# Buchbesprechungen

**Wilhelm Joch: Neuordnung im Osten.** Bayernpolitik als deutsche Aufgabe. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1939.

Der Verfasser zeichnet die Grundlagen einer deutschen Bayernpolitik in einer Darstellung auf, die bemerkenswert klar und übersichtlich ist. Das Buch stellt eine Geschichte des deutschen Bayerntums im Kleinen dar, zumal gerade die wesentlichen geschichtlichen Zusammenhänge sehr genau behandelt werden. Die große Aufgabe, die Deutschland jetzt im Osten zu lösen hat, ist vom Verfasser zum Teil mit erstaunlichem Weitblick umrissen worden.

**Hans Friedrich Blunk: Frauen im Garten.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939.

Irgendwo in Norddeutschland spielt diese Erzählung, und das ist kein Zufall, denn die Menschen, die sie beleben, sind dieser Landschaft verbunden, sie leben in ihr und mit ihr, und deshalb sind sie uns gar so vertraut. Vertraut wie dies Land am Meer mit seinen weiten saftigen Wiesen, seinen strohgedeckten Häusern, mit dem feinen Duft von Buxbaum, Heckenrosen und Kefeda, der sommertags über den bunten Bauergärten liegt. Blunks lebenatmende Sprache versetzt uns in einen solchen Garten, der gut irgendwo im Pommerschen liegen mag, läßt uns teilhaben an den Schicksalen, die sich

in und um diesen Garten abspielen. Und diese Schicksale sind überschattet von dem tiefen Frieden, der dieser Landschaft eigen ist, mögen auch einmal Gewitterwolken aufziehen, mag es auch einmal tüchtig wehen und stürmen, nur das Morische, Angefaltete, fällt dem Unwetter zum Opfer, das Gesunde, Wurzelfeste setzt sich durch. Und so klingt die Erzählung von den Frauen im Garten recht versöhnlich aus, wie man es denn auch von Anfang an nicht anders erwartet hat. Es ist der Hanseatischen Verlagsanstalt zu danken, daß dieses frühe Werk des Dichters - es entstand im Jahre 1930 - nunmehr der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

**Gerhard Ringeling: Karges Land.** Wichern-Verlag, Berlin 1939.

Gerhard Ringeling, der manchem seiner norddeutschen Landsleute aus seinen Erzählungen her bekannt sein wird, hat in seinem neuen Roman den Versuch unternommen, ein eigenes Erleben dichterisch zu verarbeiten. Dieser Versuch ist so ausgezeichnet gelungen, daß man nur wünschen kann, bald mehr von diesem befähigten Erzähler zu hören. Herb wie die norddeutsche Landschaft sind die Gestalten dieses Romanes, herb und hart geworden im Kampf gegen den kargen Boden, dem sie ihr täglich Brot abringen müssen. Daß sich mit dem Leben dieser Menschen das Schicksal eines „Mannes



ohne Schatten", eines Verfeimten und Verfolgten der Weimarer Systemregierung verbindet, bringt eine dramatische Spannung in das Buch, die die ausgereifte Erzählkunst aufs glücklichste ergänzt.

**Georg von der Vring: Die kaukasische Flöte.** Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1939.

Die Romantiker sind in unseren Tagen selten geworden. Kein Wunder, hat man ihnen doch oft genug vorgeworfen, sie paßten nicht in unsere Zeit des Tempos und der Maschinen. Von der Vring erbringt in seinem neuen Roman den Beweis, daß die blaue Blume auch heute noch blüht, ja, er pflückt sie, während das russische Reich hin und her gerissen wird von den Schrecken des Weltkrieges in den ersten furchtbaren Anfängen der bolschewistischen Revolution. In dieser Welt kriegerischer Ereignisse treten zwei Frauen in das Leben des jungen Offiziers, der im Mittelpunkt des Romanes steht. Beide liebend und geliebt, beide aber auch auf geheimnisvolle Weise mit den politischen Geschehnissen verwoben. So erwachsen jene eigentümlichen Beziehungen zwischen künstlerischer Verzauberung und kriegerischer Wirklichkeit, die dem Buch seine besondere Note geben.

**Lisa Schulze-Kunstmann: Die Neue in der 4b.** Franz=Schneiders-Verlag, Berlin 1939.

Das ist nicht nur eine Jungmädchengeschichte voll Übermut und Fröhlichkeit, sondern es ist darüber hinaus ein Bekenntnis zur pommerischen Heimat gegeben, das auf die jungen Leserinnen nicht ohne Eindruck bleiben wird. Gleichzeitig ist es ein Wegweiser, unsere schöne Gauhauptstadt und ihre Umgebung besser kennenzulernen.

**Heinrich v. Bohn: Aufruhr an den Grenzen.** Adolfs=Luser=Verlag, Wien 1938.

Eine Fülle von Gestalten läßt der Dichter an uns vorüberziehen: Gute und Böse, Weise und Toren, Liebende und Verliebte, Gerechte und Gauner. Wir leben mit ihnen, wir verdammten diese und fühlen uns verpflichtet, jenen Lob zu spenden, auf alle Fälle können wir aber nicht umhin, an jedem der vielfältigen Geschehnisse Anteil zu nehmen, die lebendige Fülle der Bilder, die plastische Schilderung ihrer Gestalten zwingt uns, an dem Geschehen teilzuhaben, zu den Geschehnissen Stellung zu nehmen. Aber hüten wir uns, vorschnell unser Urteil zu fällen, denn bald werden wir erkennen, es ist kein Bösewicht so schlecht, daß nicht doch ein Quentchen Gutes an ihm sei, es ist kein Gerechter so erhaben, daß sich kein Makel an ihm fände. Das aber ist es wohl gerade, was der Dichter uns vor Augen führen will, und von dem er selbst sagt: Das Schwerste aber ist, die Grenzen des eigenen Selbst zu erkennen und darin zufrieden zu sein. So verbirgt sich hinter der heiteren Fülle der Bilder und der leichten Beschwingtheit der Sprache ein nachdenklicher Ernst, der nicht zuletzt den Wert des Buches bestimmt.

**Renate v. Stieda: Die große Ferne.** Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 1939.

Die herbe, ja düstere Landschaft Islands ist der Rahmen dieses großangelegten Werkes, das uns in jene Zeit versetzt, in der der alte Götterglaube seine Kraft verliert, in der an die Stelle der wehrhaften Schwertbauern die Stände der Krieger, Bauern und Hofmänner treten. Die Tragik solcher Zeit kommt immer wieder zum Ausdruck, tritt immer wieder hervor in dem Stimmungszauber, der über der Dichtung liegt, und der uns jene dunkle Vergangenheit lebendig werden läßt. Im Mittelpunkt des Geschehens steht eine Frau, Jorunn, deren Schicksal mit dem dreier Männer verbunden wird und die, den seltsamen Verkettungen ihres dunklen Schicksals zum Trotz, ihren Weg zu gehen sich bemüht und - ihn geht. Es ist eine schöne und klare Sprache, in der dieser Roman geschrieben ist, und die etwas von der herben Klarheit der Luft hat, die über den zerklüfteten Lavabergen Islands weht, oder von der Klarheit jener Menschen, die in grauer Vorzeit sich ihr Leben formten nach jenen Gesetzen des Blutes, die zu begreifen wir uns heute erst wieder bemühen.

Paul Born.

**Walter Frank: Händler und Soldaten.** Frankreich und die Judenfrage in der „Affäre Dreyfus“. Deutsche Hausbücherei, Hamburg.

Gestützt auf eingehende Quellenstudien gibt Walter Frank eine Darstellung der französischen Geschichte um die Jahrhundertwende, in deren Mittelpunkt der berühmt-berüchtigte Fall Dreyfus steht.

Um ihn, der eine deutliche Verfallerscheinung ist, ranken sich die übrigen Ereignisse jener Jahre in Frankreich. Die „Händler“, geführt von Juden und Freimaurern, entfachen einen erbitterten Kampf gegen die Armee, die einzige Einrichtung des damaligen Frankreich, die nicht korrupt ist. Franks Buch ist eine ausgezeichnete Schilderung dieses für unseren westlichen Nachbarn so entscheidenden Kampfes, den man kennen muß, wenn man die heutige französische Politik verstehen will.

**Jacques Bainville: Geschichte zweier Völker.** Frankreichs Kampf gegen die deutsche Einheit. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Friedrich Grimm. Aus dem Französischen übertragen von Albrecht Erich Günther. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939.

Der französische Historiker Bainville schrieb dieses Buch während des Weltkrieges, als die deutschen Truppen weit im französischen Land standen. Wie stark die Mentalität, aus der heraus Bainville sein Buch schrieb, auch heute noch in Frankreich wirksam ist, das ist gerade aus den Ereignissen des Septembermonats ersichtlich geworden: Noch immer halten führende politische Kreise in Frankreich an der „fixen Idee“ der französischen Politik fest, die im Westfälischen Frieden die Grundlage der europäischen Staatenordnung sah, die im Versailler Schanddiktat diese Grundlage zu erneuern suchte, und die jetzt wieder Frankreich an die Seite Englands trieb. - Der deutsche Leser kann bei der Lektüre dieses Buches sehr viele interessante Feststellungen über französische Geschichtsbetrachtung und -auffassung treffen.

**Friedrich Grimm: Frankreich und der Korridor.** Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939.

Wenn auch die politischen Zustände im Osten, wie sie zur Zeit der Abfassung des Buches bestanden, nun überwunden sind, so kann das Buch selbst dadurch doch keineswegs etwa als „überholt“ gelten. Grimm schildert in ihm vielmehr ein Stück europäischer Geschichte, deckt Zusammenhänge auf und klärt Widersprüche. Es finden sich in dem Buch zahlreiche interessante Einzelheiten, die - neben der Gesamtdarstellung überhaupt - im Hinblick auf die heutige politische Lage besondere Erwähnung verdienen. So zum Beispiel die Klage der sogenannten „polnischen Nationalregierung“ nach dem Zusammenbruch des Polenaufstandes von 1831, in der es heißt, daß damals lediglich England und Frankreich an dem polnischen Zusammenbruch schuldig waren, weil sie durch ihre „Sympathie“ trügerische Hoffnungen bei den Polen geweckt hätten; oder die aus dem Jahre 1925 stammende Bemerkung eines französischen Schriftstellers, daß der Zusammenbruch Polens nur eine Frage der Zeit sei, und daß Frankreich dann zusehen möge, daß es nicht unter den Trümmern mitbegraben werde.

**Erich Keyser: Geschichte des deutschen Weichsellandes.** Verlag von S. Hirzel, Leipzig. 1939.

Dieses Buch ist eine willkommene Gabe für jeden, der sich über Geschichte und Struktur des nun wieder befreiten Weichsellandes unterrichten will. Keyzers sorgfältige und genaue Arbeit zeigt mit aller Deutlichkeit, daß das Land an der Weichsel von jeher und in jeder Hinsicht ein Teil des deutschen Raumes war.

**Deutschland und der Korridor.** In Zusammenarbeit mit Günter Lohse und Waldemar Wucher, herausgegeben von Friedrich Heiß. Volk=und=Reich=Verlag, Berlin 1939.

Es ist heute, nach der Liquidierung des Korridors, unbedingt notwendig, daß der Ostraum mit allen seinen Problemen jedem Volksgenossen geistig nahegebracht wird. Das vorliegende Buch aus dem „Volk=und=Reich=Verlag“ gibt uns geeignetes Rüstzeug an die Hand, die Kenntnis des deutschen Osttraumes zu erweitern und zu vertiefen. Namhafte Kenner dieser ostdeutschen Landschaft haben in Zusammenarbeit hier ein Werk geschaffen, das erschöpfende Auskunft über alle Fragen gibt, die unsere befreiten Gebiete im Osten betreffen. Der Text wird durch einen umfangreichen und gediegenen Bildteil ergänzt.

**Ernst Wagemann: Der neue Balkan.** Altes Land - junge Wirtschaft. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939.

Durch die von Deutschland eingeleitete Neuordnung des Ost=raumes wird unser Interesse auch auf die Balkanländer gelenkt, mit denen wir im Verlauf der bisherigen Befriedungsaktionen bereits in engere politische und wirtschaftliche Beziehungen getreten sind. Wage=

manns Buch gibt eine ausgezeichnete Übersicht über alle Probleme des Balkans und erbringt den Nachweis, „daß ein scheinbar über-völkertes Gebiet herrlichen Lebensraum noch für viele Millionen Menschen bietet“. Der Verfasser vertritt mit Entschiedenheit den Standpunkt, daß auch den Balkanländern im neuen Europa ein besseres Geschick beschieden sein wird als bisher.

**Kurt Eggers: Ulrich von Hutten.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939.

In der im Auftrage des Reichsbauernführers herausgegebenen „Quellen-Reihe zur volkspolitischen Erziehung“ erschien als II. Teil der Gruppe „Rufer und Mahner zu deutscher Art“ ein Bändchen, das dem großen Vorkämpfer des völkischen Gedankens in der Reformationszeit, Ulrich von Hutten, gewidmet ist. Kurt Eggers hat es mit Geschick und sicherer Hand zusammengestellt, so daß es ge-

eignet ist, einen Überblick über Leben und Werk Huttens zu geben.

**Heinrich Lersch: Briefe und Gedichte aus dem Nachlaß.** Herausgegeben von Christian Jenßen. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939.

Dieser Briefband von 300 Seiten - Gedichte sind nur in geringem Maß in dem Buch enthalten - zeigt den Menschen Heinrich Lersch in seiner ganzen inneren Stärke und Geschlossenheit. Ein reiches, vielseitiges Menschenleben erscheint hier in gehämmertem und gefeilter Prägung; ein Stück Schmiedearbeit des Lebens selbst. Man muß diesen unbeugsamen Willen des Dichters Lersch, der sich gegen alle Widerstände durchsetzt, bewundern, und man muß mitgerissen werden von dem erfrischenden Tätigkeitsdrang, der aus allen den Briefen spricht. Dieser Briefband kann schon jetzt getrost zu den klassischen Büchern seiner Art gezählt werden. Dr. E. Klaaß.



# Reichspommernbund

## Gau Berlin/Mark Brandenburg

**Pommernbund Südost in Berlin.** Unsere Septembersitzung stand unter dem Zeichen der augenblicklichen Lage. Große Besprechungen fanden insfolgedessen nicht statt. Ldm. Witt dankte allen für die erwiesene Aufmerksamkeit anlässlich seiner Silberhochzeit.

**Verein der Bütower in Berlin.** In der letzten Sitzung am 13. 9. 1939 wurde beschlossen, bis auf weiteres keine Monatsversammlungen abzuhalten. Sollte der Vorstand es für erforderlich halten, eine Sitzung anzuberaumen, erhält jedes Mitglied rechtzeitig Nachricht. Auch wurde beschlossen, das 49. Stiftungsfest zu verschieben und es mit der am 17. Dezember stattfindenden Weihnachtsfeier zu verbinden. Aber diese Feier erhalten die Mitglieder ebenfalls noch Bescheid.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Heimatabende finden jetzt nur statt, wenn schriftliche Benachrichtigung erfolgt.

**Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art.** Unsere nächsten Heimatabende sind am 20. November und 14. Dezember im Friedenauer Ratskeller, und zwar mit Rücksicht auf die Verdunkelung bereits um 17.30 Uhr. Die Vorstandsabende sind am 6. November und 14. Dezember jeweils um 17.30 Uhr. - Wenn die Zeitverhältnisse uns auch bestimmen, von größeren Veranstaltungen abzusehen, so legen wir doch Wert darauf, daß die Heimatabende uns alle Monate einmal zusammenführen, und daß das einigende Band der Heimatart möglichst keine Lockerung erfährt. An Stelle feststehender Programme wird fortan überwiegend die zwanglose Unterhaltung treten. Wir bitten, unsere Abende auch künftig fleißig zu besuchen.

## Gau Mitteldeutschland

**Verein heimattreuer Pommern in Halle.** Am 6. September 1939 fand unsere Monatsversammlung auf dem Hauptbahnhof statt. Trotz der ersten Zeit hatten sich 19 Landsleute zusammengefunden, um einige Stunden beisammen zu sein. Ein besonderes Programm lag nicht vor. Der von Landsmann Berkling in Aussicht gestellte Lichtbildvortrag über seine Italienreise konnte nicht gehalten werden, da kein völlig abgedunkelter Raum zur Verfügung stand. Der Vortrag ist auf eine spätere Monatsversammlung verschoben worden.

**Pommernbund Naumburg a. S.** Unsere Juliversammlung ersetzten wir am 16. Juli durch eine Autofahrt zum schönen Wörlitzer Park. Schon bald nach der Abfahrt erreichten wir die Autobahn, auf der wir bis Dessau fuhren, wo wir länger verweilten, um die Sehenswürdigkeiten dieser Residenz des „Alten Dessauers“ unter sachkundiger Führung kennenzulernen. Dann ging es in flotter Fahrt zum Reiseziel, wo wir uns zunächst erst einmal in einer großen Gartenwirtschaft für die dreistündige Wanderung durch die herrlichen Anlagen an der gemeinsamen Mittagstafel stärkten. Die zahlreichen Besucher aus allen Gegenden zeugten von der großen Beliebtheit des wunderschönen Parkes mit seinen vielen Rasenflächen, Seen, Wassergräben, lauschigen Plätzen, Grotten, Hängebrücken, Statuen und prächtigem Blumenflor, so daß man des Sehens nicht müde wurde. Nach einem gemütlichen Kaffeestündchen am Schluß der Wanderung traten wir die Heimreise an, die uns durch die große Dübener Heide und durch das Straßengewir von Leipzig führte. Eine kurze Abendbrot-pause kurz hinter Leipzig noch, und schon grüßten uns bald die Türme unserer lieben alten Stadt am Saalestrand. - Die Monatsversammlung am 14. August leitete Ldm. Manthey, und unser Mitglied Pastor i. R. Grimm erfreute durch einen sehr aufschlußreichen Vortrag über Polen. Er hatte viele Jahre unter polnischer Herrschaft in der Provinz Posen gewirkt und kannte daher die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung. Die Monatsversammlungen fallen des Krieges wegen, wie schon durch die Tageszeitungen bekanntgegeben, bis auf weiteres aus. Wiederbeginn wird rechtzeitig mitgeteilt werden.

## Gau Süddeutschland

**Verein heimattreuer Pommern zu München.** Die Geschlossenheit der pommerschen Landsleute in der Hauptstadt der Bewegung kam so recht auf unserer Monatsversammlung am 31. August zum Ausdruck, als die politische Hochspannung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Fast vollständig waren die Mitglieder beisammen, wenige Stunden bevor im Ofen die deutschen Geschütze feuerten. Von einem regulären Ablauf des Vereinsabends kann freilich keine Rede sein. Jeder war beschäftigt mit den Dingen, die das ganze deutsche Volk angehen. Mit dem Gelbblnis, in dieser Zeit erst recht zusammenzuhalten und die Gemeinschaft noch mehr zu pflegen, trennten wir uns. Unser lieber Ldm. Piepenburg ist bei den Kämpfen in Polen leicht verwundet worden und liegt im Lazarett in Bartenstein (Ostpreußen). Wir grüßen ihn an dieser Stelle und wünschen ihm baldige Genesung. Nächste Versammlung am 26. Oktober, 20 Uhr, im Regensburger Hof.

Hauptgeschäftsführer: Paul Eckhardt (zur Zeit im Felde), Stellvertreter: Paul Born, beide Stettin, Landeshaus (Eingang Schubertstraße), Fernruf 257 81. - Verantwortlicher Anzeigenleiter: Kurt Freund, Stettin. - Anzeigenpreis: Die achtspaltige Millimeterzeile 10 Pfennig. - Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11. - Druck: F. Jessenland, Stettin. - Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. - Fernruf 258 91. - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. - „Das Volkwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 0,90 RM., zuzüglich 6 Pf. Bestellgeld. Einzelheit 40 Pf. zuzüglich Porto.

VERSICHERUNGSSCHUTZ JEDER ART!

**POMMERSCHE**  
GEGR.



**FEUERSOZIETÄT**  
1719

**POMMERSCHE**

**LEBENSVERSICHERUNGSANSTALT**

**PROVINZIAL-**

STETTIN, POLITZER STR. 1 / RUF: 25441



**Stettin und Umgebung**

Ein Führer von M. Neepel  
unter Mitwirkung des Stettiner Verkehrsvereins  
93 Seiten mit Bildern und 1 Stadtplan  
kartoniert RM. 1,30

**Verlag L. Sanniers Buchhandlung**  
Stettin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

**Einspaltige  
Anzeigen**

bis zu 150 mm Höhe

kosten

**nur 8 Rpf.**

je mm

Gute Möbel preiswert  
bei

*Gleixner & Delonge*  
MOBELHAUS

Stettin

Breite Straße 15

Telefon 31711

**Nachlaß** für mm-Abschlüsse gewähren wir nach **Mengenstaffel A**

Auf dem guten Agfa-Papier  
werden Ihre Bilder kopiert bei

**FOTO-VOGT**

Augustastr. 6 Ecke Moltkestr.

F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

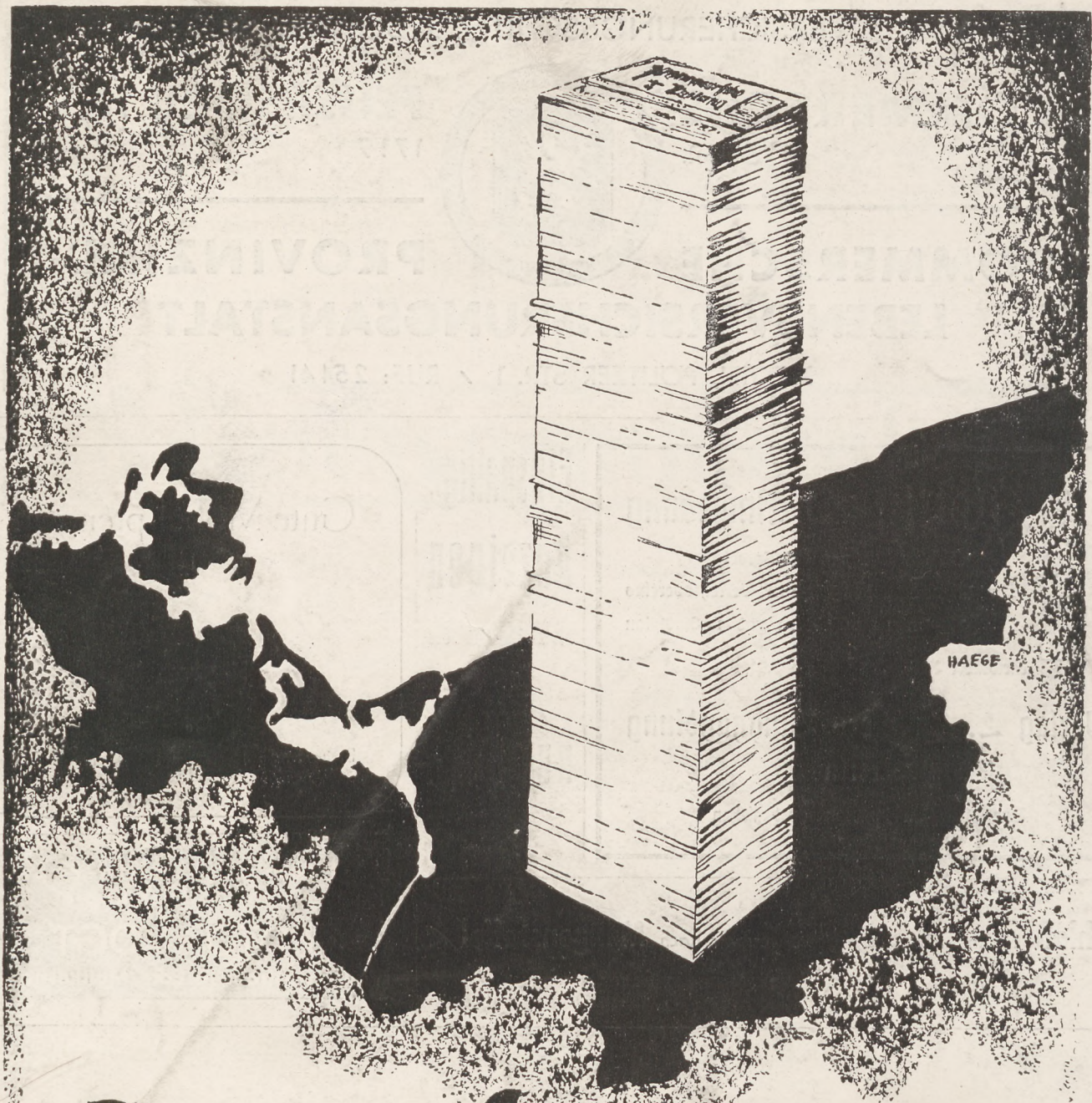
FERNRUF 30340

**STETTINER**

**QUALITÄTSDRUCKE**

FERNRUF 36620

F. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB



# Am der Spitze

in der Gauhauptstadt Stettin

die

**Pommersche  
Zeitung**